SCHRIFTEN DER KURFÜRSTLICHEN DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN MANNHEIM

Kurfürstliche deutsche Gesellschaft, Mannheim



Schriften

der

Kurfürstlichen

deutschen Gesellschaft

in

Mannheim.

D.

Schriften der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim.

Erster Band.



Mannheim, 1787.



Innhalt
des ersten Bandes.

Erste

Vom

Vom
Ursprunge der Aufklärung der Pfalz
in der Vaterlandssprache,
und von derselben Verbreitung
durch die Kurzpfälzisch deutsche Gesellschaft;
bey deren öffentlicher Sitzung vorgelesen
von
A n t o n K l e i n,
der Philosophie und schönen Wissenschaften Professor.



Ausser dem allgemeinen Schicksale des südlichen Deutschlandes hatte die Pfalz noch besondere Hindernisse, um nicht eine der ersten deutschen Provinzen zu seyn, die in den neuern Zeiten das Feld der Muttersprache anbauten. In manchen Gegenden waren Sprache und Dichtkunst schon in einem blühenden Zustande, als der große Theil unseres Publikums die vortreflichsten Schriftsteller der deutschen Nation kaum dem Namen nach kannte.

Die feinere Welt unserer Stadt, zum Theil in Frankreich, mehrentheils von latei-

 nischen

nischen Schullehrern, oder französischen Hofmeistern und Hofmeisterinnen erzogen, gewöhnt an die französische Sprache, in den besten Gesellschaften, unter dem Siegsgepränge italienischer und französischer Schaubühnen aufgewachsen, umgeben von ausländischen Künstlern, Gelehrten, und Hofleuten, meistentheils bekannt mit den Meisterstücken dieser Nationen, durch die geschmacklose Schreibart der deutschen Schriftsteller voriger Zeiten, mit Vorurtheilen wider die jezigen eingenommen, kam nicht einmal auf eine Vermuthung von dem Grade der Vollkommenheit, den deutsche Sprache und Litteratur damals erreicht hatten. Brachte der Zufall einen deutschen Dichter unter die Augen eines Deutschen am Rheinstrome, so schien aus Mangel an Uebung und Kenntniß das Werk sehr oft unverständlich, unnatürlich, und gezwungen. Reiner Ausdruck und richtige Aussprache waren auffallend und widerlich; die

die angewöhnte und geläufige Vaterlands-sprache verächtlich. Man fühlte den Unter-schied zwischen Dikasterialaufsäzen und einer Arie des Metastasio; zwischen den Versen Racine's und den damals in der Pfalz erschie-nenen Gelegenheitsgedichten, und glaubte da-her Ueberzeugung zu haben, daß unsere Mut-tersprache nicht einmal einer Veredlung fähig wäre, die sie den beiden Lieblingssprachen et-was nahe bringen könnte.

In eben der Zeit, da wir in den Wollü-sten einiger Künste lebten, da die Grazien unsre Schaubühnen schmückten, und unsere Ge-sellschaften belebten; da Hang zu den feinern Vergnügungen der Musen sich bis in geringe Bürgerhäuser verbeitete; da diese Denkmäler der Künste, die den Ruhm unseres Fürsten ausmachen, errichtet wurden; da unsre Sing-bühne die Bewunderung fremder Nationen ver-

diente; da wir Pflanzschulen der Künstler errichten, und unsre Zöglinge an den ersten Höfen Europens glänzen sahen; da unser Hof von den Lobsprüchen und Schmeicheleien des größten Dichters, und des allgemeinsten und beissendsten Tadlers der Welt ertönte; da wir endlich uns bestrebten, durch Kunstliebe und Geschmack am Schönen vor allen Provinzen Deutschlandes uns auszuzeichnen, und uns den gebildetsten Völkern der Welt zu nähern, eben in der Zeit, sage ich, vernachlässigten wir unsere Muttersprache gänzlich.

Man eiferte, sich rein und zierlich in der französischen Sprache auszudrücken, und dachte nicht einmal, daß dies in unserer eignen geschehen sollte oder könnte. Man schrieb in jener zierliche Briefchen, und druckte in dieser barbarische Schriften. Neben einem geschmack-

vollen

vollen italienischen Gedichte mit Jomelli's himmlischer Musik, sah man die possierlichsten Uebersezungen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten stritten Gesang und alle Genien der Tonkunst, Malerei, Dichtkunst, Bau- und Tanzkunst gleich wohlthätigen Feen um die Wette, uns in edeln und erhabenen Vergnügungen zu bezaubern, und unsern Geschmack zu erhöhen; zu gleicher Zeit erschienen lächerliche Chronodistichen und sinnloses Deutsch in abscheulichen Reimen. Götz und Jakobi sangen für ferne Provinzen. Die gleichzeitigen Pfälzer kannten ihre eigne Landsleute nicht, deren Ruhm bey Ausländern verbreitet war, jene Männer, auf die wir jetzt stolz sind, und auf welche unsre Nachwelt noch stolzer seyn wird. Mit einem Worte: es wird schwer sein, vor dem Jahre 1760, ich will nicht sagen, ein in unserer Muttersprache richtig und mit Geschmack geschriebenes Werk, sondern auch nur ein einziges er-

trägliches Gedichtchen, ein einzíges Blatt mit reiner und der Sache angemessener Schreibart ausfindig zu machen, das in der Pfalz wäre gedruckt worden.

Das älteste Werkchen, das mir unter die Hände kam, und in Absicht auf Verbesserung der Sprache, und des sich reinigenden Geschmackes Aufmerksamkeit verdient, ist die Pfälzische Sittenschrift, von Naumann, einem Ausländer, gedruckt zu Heidelberg bey Johann Jacob Häner 1761. Es enthält unter andern Aufsätze von Herrn Bingner, der selbst nachher 1764. Moralische Erzählungen und einige Gedichte herausgab, die als Erstlinge der vaterländischen Litteratur anzusehen sind.

Die Geschichte Friedrichs des Siegreichen im J. 1765 gedruckt, ist das erste, freilich kaum in erträglichem Deutsch geschriebene Werk,

Werk, das in der Pfalz herausgegeben wurde. Die Eßlingerische Buchhandlung in Frankfurt gab zwar schon vom Jahre 1756. durch Herrn Löffler einige Gelegenheit, uns mit den damals in Deutschland entstehenden guten Schriftstellern bekannt zu machen: allein der Verkauf derselben war ganz unbeträchtlich. Zehen Jahre nachher wurde diese Handlung bedeutender, und dieser Zeitpunkt verdient vorzüglich gemerkt zu werden, da Herr Schwan, der als Buchhändler und Schriftsteller zugleich auftrat, dieselbe übernahm, und die Pfälzer mit den Schriften von Geschmack in Deutschland, die sich bis dahin schon sehr gemehrt hatten, bekannt machte.

Das erste was unmittelbar auf die Verbesserung der Sprache wirkte, was das Auge des Publikums auf sich ziehen, und die wichtigsten Folgen haben mußte, war unstreitig die Einführung der Lehre der verbesserten deutschen

Sprache in das kurfürstliche Gymnasium, oder in die Schulen der Jesuiten zu Mannheim. Dies wurde von einem jungen Schullehrer, der selbst noch wenig gebildet, aber voll Wärme für das Gute, und mit Muth und aller Entschlossenheit eines Neuerers ausgerüstet war, im Jahre 1768 bewirket. Von nun an waren Deutschlands Dichter und vorzügliche kritische Schriftsteller in den Händen der Jugend, wenigstens der Lehrer, und beide zugleich geriethen mit diesen vaterländischen Fremdlingen in eine glückliche Bekanntschaft. Die Bibliothek des hiesigen Kollegiums ward auf einmal mit den besten Werken der Deutschen ausgeschmückt. Das Vorurtheil erstaunte weit weniger über dieses plözlich hereindringende Heer protestantischer Schriftsteller, als es über die freilich vergebens gefürchtete Verdrängung der Römer klagte. In eben diesem Jahre machte Herr Schwan den Anfang, französische Schauspiele

ins

ins Deutsche zu übersezen. Derselbe theilet unstreitig mit Herrn Marchand die Ehre, den Geschmack des Mannheimer Publikums zum deutschen Schauspiele gereizet zu haben. Seine Uebersezung der Eugenie machte vorzügliche Wirkung. Er verfertigte sie in dem Augenblicke, da die französischen Schauspieler die Vorstellung dieses Stückes wider den Wunsch unseres Fürsten verzögerten. Dieser sah die Aufführung desselben auf der deutschen Bühne, und empfing den ersten glücklichen Eindruck für dieselbe. Die im folgenden Jahre veranstaltete neue Auflage des schon vorher in Frankfurt herausgebenen Unsichtbaren, und einige andere Werke des Herrn Schwan von dieser Zeit, hatten zwar Verbesserung der Sprache und des Geschmackes nicht zum unmittelbaren Endzwecke; aber als die ersten Schriften gereinigter Schreibart, die in der Pfalz gedruckt wurden, müssen sie uns wie jene merkwürdig seyn.

Das

Das 69te Jahr gab das Losungszeichen zur allgemeinen Aufmerksamkeit des Publikums auf die vaterländische Sprache. Ein Mann, der sich gründliche Kenntniß derselben erworben hatte, schilderte ihren traurigen Zustand in der Pfalz mit etwas zu lebhaften Farben. Was einige Zeit vorher in den Schulen vorging, war ihm unbekannt. Eine Menge Streitschriften waren die Folgen.

Dasselbe Mittel, das in allen Theilen der Wissenschaften meistens die Aufklärung befördert, war auch hier das kräftigste. Die Menschen gleichen hierin der Erde, die sie bewohnen. Allen guten Samen streuet man vergebens auf ihre Oberfläche, wird sie nicht durch gewaltsame Werkzeuge aufgewühlt, und gleichsam verwundet. Vielleicht wäre die vortrefliche Abhandlung des Herrn Hemmer unbenüzt geblieben; vielleicht hätten wir alle

seine

seine gerechten Vorwürfe mit Unempfindlichkeit, oder wenigstens ohne an eine Besserung zu denken, aufgenommen; vielleicht würden die getreuesten Schilderungen allgemeiner Nachlässigkeit denen, die es vorzüglich betraf, nicht einmal zu Gesichte gekommen seyn; hätte ihn sein Eifer nicht zu weit getrieben, ihn selbst einigen Vorwürfen ausgesezt, und Züge in sein Gemälde gebracht, die uns beleidigend schienen.

Dies ist das Schicksal der menschlichen Werke: Das Beste wird selten erkannt, ehe das Schlimmere durch Prüfung offenbar wird, und ein Fehler oder eine Schwachheit dient oft zur Hervorbringung der Früchte, welche die edelsten Bemühungen allein nicht würden erzeuget haben.

Der allerseits feurige Streit über Rechtschreibung, Sprache, ungerechte Vorwürfe und Angriffe dauerte über drei Jahre, und nun erschien in der Pfalz kaum eine Schrift, die

nicht das Gepräg merkwürdiger Verbesserung trug. Jedes Jahr war mit der Herausgabe einiger gutgeschriebenen deutschen Werke bezeichnet. Das Sendschreiben eines Landpriesters an die sämtlichen Verfasser der deutschen gelehrten Zeitungen, Bibliotheken u. s w. von Herrn Schwan, ging unmittelbar auf die Reinigkeit der deutschen Sprache, und wurde selbst von auswärtigen Gelehrten, die es tadelte, mit Beifall aufgenommen. Im 1774ten Jahre ereignete sich eine neue und besondere Gelegenheit, die Reinigkeit der Sprache und des Geschmackes zu verbreiten.

Eben der Lehrer, der vor sechs Jahren der deutschen Sprache den Eingang in die lateinischen Schulen öffnete, kam nach Aufhebung seines Ordens in die Pfalz zurück, die er als ein Märtirer seiner Neuerungsbegierde auf zwei Jahre verlassen hatte. Er verfertigte einen

einen Entwurf von der Lehre der schönen Wissenschaften. Von dem Freunde, dem er ihn aus Verlangen nach einem guten Rathe übergab, erhielt ihn die Familie, deren Namen jedem Pfälzer eben so heilig seyn muß, als er in den Tempeln der Künste und Wissenschaften und in den Jahrbüchern der Pfalz unsterblich seyn wird. Diese übergab den Entwurf ohne des Verfassers Begehren, ohne sein Vorwissen in die Hände des Landesfürsten. Die sonderbare Erscheinung einer solchen Schrift in deutscher Sprache erregte die ganze Aufmerksamkeit desselben. Er verlangte die Ausführung der Sache, und nun ward die Professur der schönen Wissenschaften gestiftet. Vergebens widersezte sich betitelte Pedanterey und Unwissenheit. Sie wurde gestürzet, und sah mit Erstaunen die schönen Blüten, die sie nicht in dem Keime verderben konnte. Die Beeiferung einer Menge geistvoller Jünglinge von

den

den ersten Häusern der Stadt, die öffentlichen Prüfungen derselben, und die von dem Lehrer herausgegebenen verschiedenen Werkchen zeugen von den Wirkungen, die diese Stiftung hervorbrachte. Die in den Göttinger und andern gelehrten Anzeigen mit Beyfall aufgenommene Sammlung zur Aufmunterung des guten Geschmacks in der Pfalz ist in ihrer Art das erste, und bis jezt noch einzige Werk unseres Vaterlandes.

Indessen war alles dies nur ein sehr kleiner Anfang der Aufklärung in der Sprachwissenschaft. Das alte Gebäude war im Innern wenig gereinigt oder verschönert, und von aussen kaum übermalet. Der grosse Theil des Publikums hing noch immer blos an einigen Veränderungen in der Rechtschreibung und in Ausmusterung unnüzer fremder Wörter, und glaubte damit an dem Ziele zu stehen.

Gründ-

Gründliche Sprachverbesserung und reiner Geschmack war nichts weniger als allgemein, oder weit umher verbreitet. Die noch sehr wenigen Patrioten, denen das Verbesserungswerk am Herzen lag, dachten an ein grosses, nothwendig und allgemein wirkendes Mittel. Man machte Entwürfe zur Vereinigung der Kräfte. Eine gesellschaftliche Verbindung zur Reinigung und Verbesserung der Muttersprache in der Pfalz schien das zweckmäsigste Unternehmen zu seyn.

Man machte mehrere Versuche zu gemeinschaftlichen Versammlungen. Das Band der Willkühr war zu schwach, sie zu erhalten. Unser Vorsteher, der Herr von Stengel, entwarf den Plan zu einer deutschen Gesellschaft, deren Erhaltung der Schutz des Landesherrn bürgte. Das Schicksal führte zu dieser Zeit in unsere Stadt den Dichter des Messias.

Dieser unterstüzte mit Herrn Prälat Häfelin, dessen seligen Bruder, unserm ehemaligen Geschäftverweser, und dem Professor der schönen Wissenschaften den edeln Gedanken des vortreflichen Mannes, und unterhielt die Neigung des weisen Regenten für die deutsche Sprache und die Errichtung der deutschen Gesellschaft in einer glücklichen Unterredung. Unser verehrungswürdige Vorstand vollendete das Werk, und wir erhielten im Jahre 1775 den 13 Weinmonat aus den Händen des erhabenen Fürsten unsern Stiftungsbrief, und machten in demselben Monate den Anfang unserer Versammlungen.

Nach zehnjähriger Arbeit sind wir im Begriffe, das erstemal unter dem Namen einer Gesellschaft, einige unserer Schriften der Welt mitzutheilen. Wäre dieses unsere ganze Bestimmung, hätten wir den einzigen Zweck, die

Werke

Werke gelehrter Gesellschaften zu mehren: so würden wir mehr beklagenswürdig als nützlich seyn.

Der hohe Stifter hat uns in unsern Gesezen ein erhabeners Ziel ausgesteckt: und ich muß gleich Anfangs einem Vorurtheile vorbeugen, das selbst manche unserer Mitglieder zu wunderbaren Planen, Vorträgen und selbst Beschuldigungen verleitet hat.

Man machte sich den irrigen Begriff, eine deutsche Gesellschaft müßte blos aus Gliedern bestehen, die von Stande schon Sprachgelehrte seyn müßten, oder wenigstens das Studium der Sprache sich zum Hauptgegenstande machten, und die gelehrte Welt mit grossen Werken bereicherten.

Der Zweck des Stifters war, Reinigung der Sprache und des Geschmackes in allen

Ständen des Vaterlandes unmittelbar und schleunig zu verbreiten. Daher wählte er nicht nur Gelehrte vom Stande, sondern auch Freunde der schönen Litteratur, deren Hauptgefächer durchaus verschieden sind, und die, indem sie sich in einer deutschen Gesellschaft einbildeten, nothwendig durch unmittelbaren Einfluß auf Andere das Gute wirken müßten. Dies war unstreitig der glücklichste Gedanke in dem Plane dieser Gesellschaft. Denn ausser dem, daß keine Gesellschaft mehr, als die von blosen Kunstgelehrten eines Gefaches dem Geiste der Schwärmerey und Schulsteifigkeit ausgesetzet ist: so kann sie niemals einen so ausgebreiteten Nutzen haben, als wo Männer verschiedener Gefächer versammelt sind, die von jenem den Gelehrten von Stande nicht ungewöhnlichen Eigendünkel, und der zu Zeiten bis ins Lächerliche ausartenden Vorliebe ihres Gefaches frey, durch die Verschiedenheit

ihrer

ihrer Aemter gleichsam nach allen Richtungen die Quellen der Aufklärung leiten können; Männer, die durch Erfahrung und Behandlung unzähliger Geschäfte gebildet, in Kenntnissen der Landesverfassung unterrichtet, Zuschauer, Kenner und Mitspieler der feinern Welt, weniger kunstmäsig gelehrt, aber desto einsichtiger und klüger, manchen schwindelnden Entwurf von einem in seiner Sphäre schwärmenden Gelehrten, im Traume oder im Taumel der Hitze erzeugt, vernichten oder mäsigen können; Männer endlich, die wenn sie von der Liebe des Vaterlandes begeistert sind, durch die Stellen, die sie vertreten, dem gelehrten vom Stande manchen Zutritt in ein neues Feld eröfnen können, daß er Fruchtbarkeit dahin bringe, wo ödes Land ist. In diesem Gesichtspunkte wurden die verschiedenen Mitglieder der deutschen Gesellschaft gewählet, und dies sey also der Standort, von dem

wir ausgehen, die Geschichte derselben zu erforschen.

Sie zerfällt in zwey Punkte:

1. Was that die deutsche Gesellschaft, sich selbst zu bilden?

2. Welche Zeichen ihrer Wirkung auf das Vaterland kann sie aufweisen?

Die erste Frage beantworten unsere Tagebücher.

Ein Verzeichniß von mehr als dreyhundert Aufsäzen, die über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften, oder als Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit in unsern Versammlungen sind vorgelesen worden, geben einen einleuchtenden Beweiß des Bestrebens der deutschen Gesellschaft, ihre Bestimmung zu erfüllen. Diese Arbeiten wurden ohne Zwang, ohne Verbindlichkeit, ohne Belohnung, und selbst

selbst ohne einige andere Ermunterung verfertiget, als die das Vergnügen der Selbstvervollkommnung, das Streben nach einem edeln Zwecke, und das Gefühl der Ehre, kein unrühmliches Glied einer nützlichen Gesellschaft zu seyn, darbietet: denn ohne diesen Beruf, ohne Stiftung der deutschen Gesellschaft würde von allen diesen Arbeiten wenig oder nichts entstanden seyn.

Aber beschäftigten sich alle Mitglieder nach einem Sisteme? Uebernahm ein jeder einen Theil eines grossen Ganzen? Erzeugten wir durch gemeinschaftliche Kräfte ein grosses klassisches Werk, welches das Aufsehen Deutschlands erregte? Die Antwort hierauf liegt in dem Plane unserer Stiftung, in dem Geiste unserer Geseze; das Unschickliche und Lächerliche von dergleichen Forderungen zeigt sich von selbst. Muß denn zu einem merkwürdi-

gen Werke just eine ganze Gesellschaft sistematisch beschäftigt seyn? Sollen Männer von ganz verschiedenen Gefächern, verwickelt in vielfältigen Geschäften, sich in den Zwang setzen, an Werken zu arbeiten, zu denen sie weder Hang noch Beruf haben? Soll eine ganze Gesellschaft sich dem Gefache eines einzeln Mitgliedes weihen, und ein Werk verfassen, das oft der Einzelne zu Stande gebracht hat? Oder soll der Mann ganz vom Guten abstehen, der das nicht wirken kann, was ein einseitiger Plan fodert? Freyheit der Wahl ist einem Gelehrten das erwünschlichste, und sie werden überzeugt werden, daß in Erhaltung dieser Freyheit die Gesellschaft weit mehr durch jedes Mitglied wirkte, als sie durch sistematische Verfassung des größten und vorzüglichsten Werkes würde gewirket haben.

Es ist ein eben so gewöhnlicher als unphilosophischer Vorwurf, den man den Akade-

mien

mien überhaupt macht, daß die vortrefflichen Werke, die aus ihrem Schoose hervorkommen, mehrentheils nicht Werke der Akademien, sondern ihrer einzelnen Glieder sind; daß diese vor ihrer Einweihung schon als Laien eben dieselben berühmten Männer waren, und oft mehr, als nachher leisteten, und daß man also nicht sehe, welche Nutzbarkeit den Akademien selbst zuzuschreiben sey. Zur Vertheidigung der Akademien ist hier der Ort nicht. Ihre Vertheidigung liegt in ihrer Geschichte *). Ich gebe hier blos ganz kurz eine Bemerkung, die Antwort auf dasjenige ist, was man von dergleichen Vorwürfen etwa auf unsere Gesellschaft beziehen wollte.

*) Siehe die Abhandlungen des Herrn Formey über den Nuzen und Zweck der Akademien. Histoire de l'academie de Berlin, Tome 23 et 24.

Der einzelne Gelehrte, wer er immer sey, gewinnt immer durch gesellschaftliche Verbindung mit Gelehrten. Je wichtiger die Hilfsmittel, und je anziehender die Reize der Verbindung sind: desto vorzüglicher ist für ihn, und für den Staat sein gesellschaftlicher Stand.

Gemeinschaftliche Ermunterung, wechselseitiger Beystand, und Mittheilung der Kenntnisse, Gefühl übernommener Pflicht einer besondern Bestimmung, nothwendig gewordene Uebung, immer erneute Gelegenheiten, und Triebe zu zweckmäsigen Arbeiten, selbst Wetteifer und Begierde, einer auszeichnenden Ehre nicht unwerth zu seyn, sind fortdauernde Reize und Auffoderungen für jedes Glied einer Akademie. Der Mann einer gelehrten Gesellschaft hat im gewissen Verhältnisse eben dieselben Vortheile und Vorzüge, die der Mensch der Gesellschaft vor dem Entgegenstehenden hat.

Sie,

Sie, meine Herrn, können mir hier das offenbarste Zeugniß geben. Was würde von den Werken der einzelnen Glieder ohne gesellschaftliche Verbindung entstanden seyn? Können wir uns eines nützlichen Einflusses auf das Publikum rühmen: so müssen wir gestehen, daß die Stiftung dieser Gesellschaft Anlaß, ihre Verfassung Gelegenheit, Trieb und Hilfe dazu gab.

Und um den nicht unwichtigen Einfluß der deutschen Gesellschaft auf das pfälzische Publikum zu beweisen, darf ich nur, wie mich dünkt, den jezigen Zustand unserer Literatur jener voriger Zeiten entgegen sezen.

Welche Umkehrung der Dinge in einem so kleinen Zeitraume! Schul- Erziehungs- und Sittenschriften; wissenschaftliche Werke; Erzeugungen aus dem Felde der Dichtkunst, Beredsam-

redsamkeit, und der schönen Künste; kritische Bearbeitungen; so gar die Werke der Rechtsgelehrten und Kanzleien; Zeitungen und selbst jedes unbedeutende Blättchen — alles hat eine andere Gestalt.

Der Stral des Geschmackes drang durch die kleinsten Ritzen; Vernachlässigung der Sprachrichtigkeit in öffentlichen Schriften ist zur Schande, das Lesen guter Schriftsteller in ganzen Familien zum Tone geworden. Die Mundart reinigt sich auf den Lippen der Jugend, und kein Alter scheut sich, in die Bahn der Schüler zu treten. Fast jede Wissenschaft und Kunst, fast jedes Gefach zählt jetzt nützliche Werke, die unser Vaterland hervorgebracht hat.

Ich weiß, meine Herrn, daß die deutsche Gesellschaft allein nicht alles wirkte. Auch an=

andere Umstände hatten ihren Einfluß. Aber sie gab das Losungszeichen; sie zerstörte den allgemeinen Schlummer; sie schwung die Standarte der Aufklärung in der Vaterlandssprache; sie gebar aus ihrem Schoose Werke zu diesem Ziele, und sandte belebenden Hauch in jeden Stand. Denn es sind Glieder der deutschen Gesellschaft, die mit philosophischem Geiste in die Geheimnisse der Sprache drangen, ihre Schönheit zeigten, das Vorurtheil bekämpften, durch Beispiele reitzten und ermunterten, die Schulen des Vaterlandes mit Sprachlehren bereicherten, und durch ihren Forschgeist und neue Entdeckungen Deutschlands Aufmerksamkeit erregten. Es sind Glieder der deutschen Gesellschaft, die mit brennender Begierde des Guten Entwürfe zur Erziehung und zum Unterricht der Jugend gaben, Jünglinge edler Gaben selbst bildeten, zu nützlichen Uebungen ermunterten, durch Erzeugungen des

Ge-

Geschmackes leiteten, und die Lehrer zum Nacheifer weckten. Es sind Glieder unsrer Gesellschft, die das Auge des Fürsten auf das deutsche Schauspiel zogen, die Neigung des Publikums dahin lenkten, den Werth desselben fühlbar machten, und die vaterländische Bühne mit eignen Ausarbeitungen beschenkten. Es sind Glieder dieser Gesellschaft, die mit dem Geiste der Kritik in die Tempel Melpomenens und Thaliens traten, den Geschmack des wahren Schönen im Lichte zeigten, den Feinden des Hohen und Edeln die Maske wegrissen, das miskannte Verdienst des Schauspielers retteten, den Dichter von Irrwegen riefen, und auf die ächte Bahn brachten. Es sind Mitglieder unserer Gesellschaft, welche die kostbaren Blüten der Literatur unseres Vaterlandes sammelten, und dem Untergang entzogen. Es sind Glieder der deutschen Gesellschaft, die den fast allgemeinen Gebrauch fremder

Wörter

Wörter in unserer Muttersprache verfolgten, und hemmten, in die Hallen der Rechtsgelehrsamkeit, der Weltweisheit, der Sternkunde und der Gottesgelehrtheit durch ihre Schriften Verfeinerung des Geschmackes, Reinigkeit und Zierlichkeit der Schreibart übertrugen, von denen die Kameral-Wissenschaften, Haus- und Landwirthschaft, die Arzeney- und Kräuterkunde, die Natur-Welt, und-Vaterlandsgeschichte nicht nur Werke der Aufklärung, sondern auch Erstlinge der verbesserten Sprache und Rechtschreibung erhielten. Es sind Glieder der deutschen Gesellschaft, die die Grösse jener erhabenen Barden des Alterthums uns in vortreflichen Uebersezungen gaben, und in ihren eigenen Gesängen erreichten; die einige der vorzüglichsten Dichter der Ausländer zuerst in deutscher Sprache dem Vaterlande lieferten, oder alte Uebersetzungen durch neue Umarbeitungen zur erhabenern Stufe brachten, und

zu-

zugleich das Mittel erfanden, sie allgemein zu verbreiten, und in allen Provinzen Deutschlandes bis in den geringsten Häusern nützliche Büchersammlungen zu stiften. Es sind endlich Glieder der deutschen Gesellschaft, die, nicht zufrieden, alle Fähigkeiten ihrer Seele und alle Stunden ihrer Musse dem Vaterlande zu widmen, von einem grossen Gedanken angefeuert, durch öffentliche Preisaussetzungen die Gelehrten jedes Landes aufriefen, Werke zur Veredlung des Geschmackes, zur Erweiterung und Erhöhung der Wissenschaften, und zur Ehre der Menschheit zu bearbeiten.

Dies, meine Herrn, ist kein Gemälde meiner Einbildungskraft; es sind Thatsachen, die ihnen bekannt sind, und die den Ruhm einzelner Glieder unserer Gesellschaft ausmachen.

Gleich

Gleich in dem ersten Jahr der deutschen Gesellschaft trat Herr Hemmer mit einer deutschen Sprachlehre auf, von der ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß das Verdienst, so sie über alle vorhergehende deutsche Sprachlehren hat, noch keine nachfolgende auslöschte. Seine verschiedenen Abhandlungen über die Rechtschreibung bleiben nur darum ohne Wirkung, weil die Sonderheitlichkeit derselben die Einführung äusserst beschwerlich und fast unmöglich macht. Diese so genannte philosophische Rechtschreibung, so wenig sie auch Beyfall erhielt, verbreitete immer neues Licht über unsere Sprache. Herr Hemmer ist der erste Urheber derselben, und Klopstock ist nur ihr zweyter Schöpfer. Sie hatte für Deutschland keine so schlimme Folgen, als zufälliger Weise für unsere Gesellschaft. Wir entschlossen uns nicht, ihre Vertheidiger zu seyn, und der unermüdete Gelehrte entzog sich unserer Gesellschaft.

Während wir seinen Verlust bedauern, befördern seine ehemals herausgegebenen Schriften unsern Zweck. Der Kern seiner Sprachkunst ist das Lehrbuch in den pfälzischen Schulen.

Die Werke der Herrn Mieg und Günther im Gefache der Sprache haben das gleiche Maaß des Ruhms und der Nutzbarkeit. Ich berühre die vielen kleinen Schriften nicht, womit das Reich der Sprache fast von jedem unsrer Mitglieder durch Journale bereichert wurde. Das grosse Wörterbuch des Herrn Schwan, zu dessen Verfassung die deutsche Gesellschaft Veranlassung gab, eines der nützlichsten Werke, besonders für Ausländer, die unsre Sprache lernen wollen, wäre allein hinreichend, die Ehre einer deutschen Gesellschaft zu gründen. Die deutsche Gesellschaft reitzte verdienstvolle auswärtige Gelehrte, die ganze Geschichte unsrer Sprache zu bearbeiten. Die

Werke

Werke, die wir krönten, müssen der deutschen Nation ihres Inhalts und ihrer Ausarbeitung wegen merkwürdig seyn.

Auch in den ersten Jahren der Gesellschaft verfertigte ein Mitglied derselben, der Professor Klein das erste deutsche heroische Nationalsingspiel, das wegen der Epoche, die es machte, merkwürdig ist. Die Italienische Singbühne wurde von nun an den deutschen Musen gewidmet, und Wieland ward aufgerufen, das zweyte zu verfassen. Karl Theodor, der Freund und Kenner der Künste, erklärte sich vollkommen für das deutsche Schauspiel, errichtete demselben eine eigne Bühne, und stiftete das Nationalschauspiel.

Die dramaturgischen Werke der Herrn von Stengel, von Gemmingen, und des Professors der schönen Wissenschaften haben sich zum Theile

fast vor allen andern in Deutschland ausgezeichnet. Das Drama des Herrn von Gemmingen, der deutsche Hausvater, ist vielleicht das beste der deutschen Nation. Der Sturm von Boxberg, und der Faust von Stromberg, eine neue Gattung von Schauspielen, zierten unsere Schaubühne; und ihr Verfasser, Herr Mayer, machte durch seinen kritischen Geist auf einer noch nicht betretenen Bahn Epoche. Derselbe brachte reine Sprache, richtigen Ausdruck, und guten Geschmack bis in die Gerichtshöfe, wo man seinen Verlust seines edlen Herzens, seines geraden Denkens, seiner ausserordentlichen Kenntnisse, und seines philosophischen Verstandes wegen eben so sehr bedauert, als in unserer Gesellschaft.

Unser Obervorsteher, Freyherr von Dalberg, begnügte sich nicht, selbst für die Schaubühne zu arbeiten; er reitzte die Schauspieler

über ihr Gefach zu schreiben, und gab die Veranlassung, daß sie sich zu Gelehrten bildeten, welches fast durchaus in Deutschland den Schauspielern mangelt.

Die medicinischen Werke in deutscher Sprache von Herrn May, die astronomischen des seeligen Mayers, die moralischen von den Herrn Mieg und Kaibel, die ökonomischen und mathematischen von Herrn Kling, die botanischen von Herrn Medicus, sind lauter Erscheinungen neuer Art, die ihren wichtigen Einfluß haben mußten.

Das Institut der Herausgabe der Werke der ausländischen schönen Geister ist das Werk eines einzigen Mitgliedes unserer Gesellschaft. Nicht nur die ausgesetzten Preise auf die vortreflichsten Uebersetzungen und die eignen Ausarbeitungen des Herausgebers können hier bemerkt

 werden:

werden: sondern der mächtige Einfluß dieses Institus auf die Aufklärung des Publikums. Dasselbe lieferte in sieben Jahren 68 Bände, und beynahe eine Auflage von 300,000 Exemplaren, die größtentheils durch ganz Deutschland verbreitet sind. Die Geschichte der Ordensstände von Herrn Schwan ist ein nützliches, auch ausser Deutschland mit Beyfall aufgenommenes Werk.

Das Werk der Leben und Bildnisse der grossen Deutschen zeichnet sich nicht allein durch Pracht und wohlgearbeitete Biographien aus: es ist seines Planes wegen, da alle edeln Züge unserer Geschichte in Kupferstichen von grossen Meistern dargestellt, die besten Schriftsteller der Nation zu Gehülfen aufgerufen, und den vorzüglichsten Arbeiten Preise ausgesetzt werden, vielleicht das einzige Werk seiner Art.

Drey

Drey periodische Werke, von Mitgliedern der Gesellschaft herausgegeben, haben ihr entschiedenes Verdienst fürs Vaterland. Die Schreibtafel von Herrn Schwan; die Rheinischen und Pfalzbairischen Beyträge zur Gelehrsamkeit, und das Pfälzische Museum. Dies besorgt der Professor der schönen Wissenschaften; zur Entstehung jener gab derselbe und Lessings Unterstützung den Anlaß; deren Inhalt und fünfjährige Fortsetzung ist dem Verdienste der ganzen Gesellschaft zuzuschreiben.

Eine der nützlichsten Wirkungen der deutschen Gesellschaft ist die Verbesserung der Sprache unter dem Landvolke. Sobald gute Sprachlehren in den Gymnasien eingeführet wurden; so war diese Folge nothwendig. Die jungen Landgeistlichen, in denselben gebildet, verbreiteten ihre Grundsätze in den Dorfschulen.

Noch wichtiger ist die durch ebendieselbe schon ziemlich bewirkte glückliche Veränderung des Vortrages auf den Kirchenkanzeln, wo die Barbarey der Sprache ihre Triumphe feierte.

Der verbesserte Landkalender mußte nicht nur durch Verbannung tiefgewurzelter Vorurtheile, durch Aufklärung der Begriffe von der Natur, und Verbreitung neuer Beobachtungen und guter Kenntnisse, sondern auch wegen gereinigter Sprache seine unfehlbare Nutzbarkeit für den Landmann erreichen.

Die deutsche Gesellschaft, indem sie beschäftiget ist, nützliche Werke hervorzubringen, hat stets ein beobachtendes Auge auf alle andere Erzeugungen des Geistes im Vaterlande. Tritt ein Mann von ausgezeichneten Gaben öffentlich auf: so öffnet sie ihm ihren Schooß zur Ermunterung und wählet ihn zum Gehül-

fen

fen in den Beschäftigungen für die Aufklärung. So berief sie die Herrn Schiller, Jung, Günther und andere, deren Ruhm sich durch ihre Werke verbreitet hatte. Ihren Zweck mit verstärktern Kräften zu erreichen, sucht sie sich mit den besten Köpfen Deutschlandes zu verbinden, und sie zählt wirklich schon mehrere der vornehmsten Schriftsteller unserer Nation unter ihre Mitglieder.

Dies sind ungefähr die Hauptzüge der Bestrebungen der deutschen Gesellschaft und ihrer nützlichen Folgen. Von welchem Werthe sie seyn mögen: so ist gewiß, und Sie alle, meine Herrn, sind davon überzeugt, daß wir von der höchsten Stufe unseres Zieles noch in Entfernung stehen.

Wenigstens habe ich mir einen sehr hohen Begriff von dem gemacht, was eine deut-

sche Gesellschaft nach und nach bewirken könnte. Die Schilderung dessen liegt ausser den Grenzen meiner jetzigen Absicht. Aber es bemächtigt sich meiner Seele ein heiterer Gedanke. Eine Aussicht der Wonne; die glücklichen Zeiten enthüllen sich meinem Blicke, wo die deutsche Gesellschaft, und jedes denkende Glied des Staates von dem Geiste des Vaterlandes durchdrungen, durch vereinigte mächtige Thatkraft einst eine allgemeine Umkehrung der Dinge wirket. Ueberlassen Sie mich, meine Herrn, einen Augenblick dieser süssen Täuschung. Es ist ein Traum, aber so reitzend, daß ich ihm oft wachend nachhänge.

Die Philosophie ist aus ihrem dunkeln Gewölke, das sie Jahrhunderte bedeckte, hervorgetreten. An der Hand der Muttersprache und des Geschmackes vertreibt sie die alte Barbarey gänzlich von den Hallen, wo sie am wenigsten

nigsten sich hätte finden sollen. Dem Jüngling giebt sie den Leitfaden zur Glückseligkeit seines künftigen Lebens. Die Vorurtheile weichen, die Vernunft klärt ihn auf. Die so nothwendige Kenntniß der Natur, die grossen Begriffe von Gott, die Wissenschaft der Pflichten des Menschen und eines jeden Standes werden ihm, ohne die elende Kunst, über nichts in einer fremden geschmacklosen Sprache zu streiten, beygebracht.

Das Studium der Natur ist nicht einer Klasse Menschen vorbehalten: sie ist der grosse wichtige Gegenstand aller Stände, jedes Alters. Von diesem hauptsächlich kömmt die Verbannung aller Vorurtheile, Kenntniß des wahren Werths der Dinge, glückliche und feste Richtung des Menschengeistes, und Erhöhung des Menschen im eigentlichsten Verstande.

Die

Die Rechtsgelehrsamkeit, die Gesellin der Philosophie, die Tochter der Natur, nimmt das einfache Gewand ihrer ersten Unschuld wieder an; sie verläßt die sumpfigten Wege, wohin sie in den Zeiten der Finsterniß gerieth. Die Gesetze sind, wie es der Denker Montesquieu fodert, offenherzig. Sie werden dem Bürger, dessen Richtschnur sie sind, in der Sprache, die er versteht, bekannt gemacht. Sie sind ihm weder Bürden, noch Fallstricke; sondern seine sichern Wegweiser in jedem Falle. Nicht der ist der vornehmste, der am geschicktesten über ihren Sinn zu streiten weiß, sondern der, der, wie sie, offenherzig ist, und die Gabe, oder so viel Rechtschaffenheit besitzt, sie vor dem Menschen verehrungswürdig zu machen. Die Schriften der Rechtsgelehrten sind die edelsten Werke denkender Geschöpfe, die glücklichsten Erzeugungen der aufklärenden Vernunft und Muster der einfachen, natürli-

chen

chen und gesunden Beredsamkeit, der Philosophie und Menschenliebe.

Der Künstler läßt den Kreis des Mechanischen weit hinter sich. Er hat das ganze Gebiet seiner Kunst durchwandert. Die ersten Quellen ihrer Schönheit und Grösse sind ihm eben so bekannt, wie die äussersten Grenzen. Er kennt das Verhältniß, in dem seine Kunst mit andern Künsten und Wissenschaften steht. In Gesellschaft der Geschichte, der Philosophie, und der Musen Griechenlands und Roms erforschet er die Geheimnisse und Wunder seiner Schule. Die ganze Natur ist seine Schule. Die Litteratur des Vaterlandes beschäftiget seine Jünglingsjahre. Er ist ein schöner Geist, ehe er es wagt, den Namen eines grossen Künstlers zu fodern.

Die Gottesgelehrtheit ist das schönste Licht unter den Menschen. Vorurtheile und Aber-

Aberglauben verbergen sich vor ihrem Anblicke. Sie hasset die Misbräuche, und ehret die Menschheit. Ihr Stral dringt in die verborgensten Winkel. In des Armen Hütte, und des Einsiedlers Zelle sind ihre Lehren so rein, als in den Schulen der Weisen. Der Landmann darf wissen, was der Philosoph weiß. Statt dunkler Sätze, sinnloser Distinktionen, nichts bedeutender, oder aufwiegelnder Streitschriften, erscheinen reingeschriebene Hirtenbriefe, voll Kraft und Salbung, verfaßt im Geiste des Evangeliums, der Sanftmuth und Liebe, Kennzeichen ihres göttlichen Ursprungs. Auf den heiligen Rednerstühlen werden die Lehren der Tugend nie durch pöbelhaften Vortrag entheiligt.

Man würde den für ein Ungeheuer ansehen, der mit Wortgepränge, oder possierlichen Wendungen, oder unnöthigem Geschwätz

von Nebendingen an den heiligen Ort hintreten würde, der nur Ehrfurcht uns einflössen soll. Die einfache, rührende, herzerschütternde, allmächtig wirkende Beredsamkeit hat ihren triumphirenden Wohnsitz in den Tempeln aufgeschlagen.

Die Vermessenheit, ohne Vorbereitung hier aufzutreten, auf die Unwissenheit, oder Geduld der Zuhörer, oder welches das unverzeihlichste ist, auf den Beystand der Gottheit allein sich zu verlassen, ist weit verbannt. Nur der waget es, hier seinen Mund zu eröffnen, der, nachdem er in dem Innersten seiner Seele den grossen Beruf gefühlt hat, der Mann zu seyn, der die Lehre der Unsterblichkeit vortragen soll, seine Lebenszeit zu diesem Fache verwendet, die besten Schriften der Alten und Neuern durchlesen, alle die wichtigen unentbehrlichen Kenntnisse zu der hohen Pflicht sich erworben, und durch tausend

vorhergegangene Uebungen unter Leitung der strengsten Kritik sich selbst geprüfet hat. Die heiligen Reden sind seltener, aber an dem grossen feierlichen Tage, wo der begeisterte Redner auftritt, fließt eine Welt Menschen zusammen, um von dem Munde eines verehrungswürdigen Sterblichen die Worte der Gottheit zu vernehmen.

Der Geist der Aufklärung ist der Geist des Vaterlandes. Aufklärung ist das Losungswort jedes Standes. Aufklärung soll zum Erbtheile der Menschheit werden. Ihr Samen blühet mit dem Jünglinge auf. Sie ist der glückliche, der erhabene, der erste Zweck, der künftigen Weltbürgern gesetzt ist. Daher sehen die Vorsteher des Erziehungswesens niemals ohne Begeisterung auf ihr Werk.

Der Plan der Erziehung, sagen sie, ist der Plan der Glückseligkeit, der Staaten auf Jahrhun-

hunderte hinaus. Sitten und Kenntnisse sind die Grundsäulen des Staates. Sitten und Kenntnisse sind der Gegenstand und Grund der Erziehung. Wir können unsere Nachwelt selbst bilden, und wer wünscht ihr nicht — zum wenigsten in Betreff des Unterrichts und der Aufklärung eine vollkommnere Bildung, als sie unsre Vorfahren gaben?

Der einfachste und kürzeste, aber unstreitig vollkommenste Plan des öffentlichen Erziehungswesens ist gewählet. Man ist überzeugt, daß alle Entwürfe zum Unterricht, so vollkommen sie immer zu seyn scheinen, oder sind, im Grunde doch nichts, als Entwürfe sind, und daß alles von denjenigen abhängt, denen die Ausführung übergeben ist.

Man hat alles auf den Grundsatz gebauet, daß vortrefliche Lehrer sich selbst, jeder zu sei-

nem Fache den besten Plan machen, und allein ausführen. Man ist also darauf bedacht, daß vortrefliche Lehrer gewählt, oder noch vortreflichere gebildet werden.

Nicht auf den fällt die Wahl, der der wohlfeilste ist; sondern auf den, der die meisten Beweise seiner Geschicklichkeit gegeben hat. Diese sind die einzigen Empfehlungen, die für gültig erkannt werden. Hier liegt eigentlich der Grund des ganzen Gebäudes. Daher kömmt es, daß der Blick über das Schul- und Erziehungswesen nicht mehr dem Menschenfreunde traurig, sondern der herrlichste und freudigste ist.

Der Lehrer tritt auf, als ein Mann, der mit den ausgebreitesten Kenntnissen eine vortrefliche Lehrart verbindet. Sein erster Grundsatz ist, daß der Unterricht, den der Jüngling

durch

durch das Schulbuch empfängt, der geringste ist, den er empfangen soll. Die Stimme der Aufklärung, die alles beseelt, spricht in seine Seele: Dein Unterricht, Lehrer, sey Uebung, und Uebung sey deine ganze Lehre! Laß deinen Schüler sehen, laß ihn hören, beschäftige seine Sinne mit dem, was ihm am nützlichsten ist. Die ganze Welt sey dein Lehrbuch — dies soll er lesen lernen.

Was er nicht sehen, nicht hören, nicht mit den Sinnen erreichen kann; was nicht mehr ist, was noch seyn wird, oder was auch noch so weit von den Sinnen entfernt ist, davon mache ihm sinnliche Vorstellungen, soviel als möglich ist.

Dieß ist die wahre Lehrart — du wirst einen Weisen bilden.

Die Schaubühne hat ihre bunte Gestalt abgelegt. Nur Stücke von edler, einfacher, griechischer Schönheit werden aufgeführt. Sie ist der Probierstein des Geschmackes, die Schule der reinen Sprache, der richtigen Mundart, des schönen, Ausdruckes. Zweideutige pöbelhafte Redensarten, werden hier nie gehört. Das scherzende Lustspiel, und das heroische feierliche Trauerspiel sind wieder im Besitze ihrer Rechte.

Die Schönheit ist bestimmt; der Schauspieler ist ein Gelehrter von Geschmack; die wilden Auswüchse des ungebildeten Genies finden hier den Ort ihrer Bewunderung nicht mehr. Unsinn verdrängt nicht die einfältige Wahrheit, und ein Ungeheuer wird nicht der Grazie vorgezogen. Der Dichter, den jugendliche Unwissenheit, anmasender Stolz, nicht der Genius der Kunst hieher treibt, oder den

statt

statt der Muse eine Furie zu begeistern scheint, oder der leer vom Gefühl des einfachen Schönen mit dem Raube alter Barbarei reich ausgeschmücket, herein zu dringen sich bestrebt, wird sicher mit der Schande der Verwerfung gebrandmarkt. Das Publikum ist ein Richter, dem die heimlichen Gänge der Natur und Gesetze der Kunst bekannt sind.

Unsere Vaterstadt ist zum Size der Künste und Wissenschaften geworden. Die vortreflichen Stiftungen haben ihre Zwecke erreicht. Die vielen Denkmäler der Kunst werden allgemein benuzt. Die herrlichen Säle, wo die Wissenschaften und Künste ihre grossen Geheimnisse bewahren, ihre Seltenheiten und Wunder zur Pracht und zum Vergnügen aufgestellt haben, sind eröffnet und mit Lernenden erfüllt.

Die Vorsteher derselben haben sich die Pflicht aufgelegt, ihre Kenntnisse gemeinnüzig zu machen.

Man tritt täglich aus einem Heiligthum der Musen ins andere, empfängt Unterricht, und sieht Kunst und Natur in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange. Eine glückliche Vereinigung aller Glieder hat ein Ganzes zu Stande gebracht, welches das Aufsehen des Auslandes erregt. Die Fremden eilen herbei — Mannheim wird als der vorzüglichste Ort betrachtet, wo alles, was zur edlern Erziehung, zur Aufklärung gefordert wird, in einem Mittelpunkte versammelt ist. Die Menschen jeder Klasse sind zu höherem Gefühle, reinern Kenntnissen, und hellerem Denken erhoben.

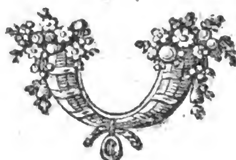
Dies ist das Bild einer glücklichen Zukunft, ein Traum, dessen Wirklichkeit ich hoffen darf,

wenn

wenn der Geist unserer gesellschaftlichen Gesetze der Geist des Vaterlandes wird.

Ihr, denen die weisen Absichten des besten Regenten bekannt sind, ihr, denen Macht gegeben ist, sie auszuführen, ihr alle, edlere, würdigere Menschen, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, die die Auffoderung: Laßt uns etwas gutes unternehmen — begeistert, höret die Stimme des Vaterlandes, die Stimme des Ruhms und der Nachwelt: reichet euch die Hände; lasset aus dem stückweisen, aus dem Unzusammenhängenden ein Ganzes werden; und es wird kein Zweck unerreicht bleiben. Geist der Aufklärung! laß jeden die Wichtigkeit deiner Verbreitung empfinden! Geist der Thätigkeit! beseele todte Kräfte zum Leben und zur Wirksamkeit. Geist der Uneigennüzigkeit, der Ermunterung, der Freiheit und Vereinigung! erfülle vorzüglich

die Glieder unserer Gesellschaft, daß sie Werke des Ruhmes und der Unsterblichkeit, für das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit aufs Neue unternehmen!



Von dem

gothischen Geschmacke,

der sich in der deutschen Schrift und besonders in dem deutschen Drucke erhalten hat.

Von

Herrn Casimir Hafelin,

Sr. Päbstl. Heiligkeit infulirter Prälat, des hohen Malteser Ritterordens Kommenthur, und des baierischen Grospriorats Vicarius Generalis ꝛc.



Ein jedes Volk hat seine Vorurtheile, gleich, wie ein jedes seine besondere Gebräuche, Sitten, Gesetze, seine Vorzüge, seine Tugenden, seine Leidenschaften hat. Unter den Vorurtheilen, die unserm Vaterlande eigen sind, und besonders unter denen, welche unserer Muttersprache ankleben, ist eines, welches den Ursprung nicht sowohl der Sprache, als der Buchstaben betrift, und welches uns als ächte deutsche Buchstaben eben jene gothische Züge zueignet, welche von allen andern aufgeklärten Völ-

kern

kern als schlechte, ungestaltete, barbarische Buchstaben verworfen werden. Sind diese Buchstaben ursprünglich deutsch? gehören sie unserer Sprache zu? haben wir mehr Ursache, als die übrigen Völker gehabt haben, dieselben in unserer Schrift und besonders in unserm Drucke beizubehalten? Die Auflösung dieser Fragen, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung zu entwickeln suchen werde, soll entscheiden, ob wir uns länger an die gothischen Buchstaben binden, oder ob wir nicht vielmehr nach dem Beispiele der Italiäner, Franzosen, Engelländer, Holländer, und a. m. aus unserm Drucke die eckigten Buchstaben gänzlich verbannen, und an deren Plaz die runden einführen sollen.

Die Erfindung der Buchdruckerei ist eine der schönsten Erfindungen, die jemals an das Licht getreten ist. Deutschland hat den Vor-

zug

zug gehabt, diese vortrefliche Kunst, wie viele andere in seinem Schose zu erzeugen. Durch was für ein widriges Schicksal geschieht es aber, daß die bei uns erfundenen Künste nicht dieselbige Vollkommenheit in unsern Händen erhalten, zu welcher sie bei andern Völkern gelanget sind?

Aus was Ursache ist die Druckerei bei uns in ihrer Kindheit verblieben, da sie in Italien, in Frankreich, in Engelland, und Holland mit so glücklichem Erfolge verfeinert und vervollkommnet worden ist? Der gothische Geschmack herrschte noch allenthalben, als die Buchdruckerei zu Mainz, oder, wie andere behaupten, zu Straßburg erfunden wurde. Die Väter einer so schäzbaren Kunst, Guttenberg, Fust, und Schöffer, hatten von keinen andern Buchstaben Kenntniß, als von den Gothischen. Es war also kein Wunder, daß, solang der gothische Ge-

Geschmack der herrschende geblieben ist, so lang auch die gothischen Buchstaben beibehalten worden sind. Dieß aber ist billig zu bewundern, daß, nachdem man alles, was nur Gothisch genennet werden konnte, verworfen hat, und da man gegenwärtig auch sogar den Schatten des gothischen Geschmacks mit gröster Sorgfalt zu meiden sucht, daß, sage ich, die gothischen Buchstaben in dem deutschen Drucke ihren Platz behalten, ja von den meisten deutschen als ursprüngliche deutsche Buchstaben angesehen und vertheidiget werden.

Ein jedes Zeitalter hat seinen Geschmack, der desto feiner, desto vollkommener wird, je erleuchteter das Volk, je aufgeklärter das Jahrhundert ist. Die Künste und Wissenschaften steigen oder fallen in einem Lande, nachdem seine Einwohner an Witz, an Gefühl, an Geschmack zunehmen oder abnehmen. Der Ruhm,

das

das Ansehen, die Macht eines Staates wächst in demselbigen Mase, und die Verfassung desselben steht mit den Wissenschaften in einer so engen Verbindung, daß die Aufnahme der Künste allezeit einen blühenden, ihr Verfall hingegen unfehlbar einen schwachen, einen sinkenden Staat anzeiget. Wann ist das Ansehen der Griechen und Römer höher gestiegen, als da alle Künste und Wissenschaften bei denselben blüheten? Und wann ist der Geschmack reiner, feiner, vollkommener in Griechenland und Italien gewesen, als da beide Völker die höchste Stufe ihrer Macht und ihres Ansehens erreicht hatten? grosse Künstler, grosse Gelehrte, grosse Helden und Staatsmänner haben zu gleicher Zeit die Namen von Athen und von Rom durch ihren unsterblichen Ruhm verewiget.

Ein Virgil, und ein August, ein Cäsar und ein Cicero, ein Phidias und ein Perikles,

ein Demosthen und ein Alexander haben gleiche Verdienste an dem goldnen Zeitalter der Griechen und Römer gehabt. Der Heldenmuth, die Gelehrsamkeit, die Liebe der Künste und die Staatswissenschaft waren auf das höchste gestiegen, und hatten diese Völker mit jenem göttlichen Feuer beselet, welches die Schöpfungsgeister erwecket, und die grösten Thaten mit den schönsten Meisterstücken verbindet: so wie in den letztern Zeiten Ludwig der grosse in Frankreich, oder Friedrich der grosse in Deutschland alles, was die Künste angenehmes und reitzendes haben, mit ihren siegreichen Waffen, und mit dem Ruhme einer unüberwindlichen Kriegsmacht verbunden haben.

Gleichwie aber die Wissenschaften mit einem sich emporschwingenden Staate aufkeimen, blühen und zur Reife kommen, so fallen sie auch wieder, nehmen ab, verwelken und dorren

aus,

aus, wenn die Kräfte eines Staates zu schwanken anfangen; wenn seine Verfassung geschwächet, zerrüttet, und der Grundstein, auf welchem sein Ansehen, seine Rechte und Vorzüge sich stützten, erschüttert, untergraben, oder gar umgestossen wird. Die Geschichte und Erfahrung bestätigen diesen Satz, und lehren uns, daß jene grosse Staatsveränderungen, welche blühende Königreiche zerstöret haben, die Wissenschaften mit sich in den Abgrund gerissen haben. Die Macht der Römer, die Grösse ihres Ansehens, das feine Gefühl und jener vortreffliche Geschmack, welcher sie belebet hatte, waren schon sehr geschwächt, als die widerholten Anfälle der nordischen Völker ihnen den letzten Stoß beibrachten. Gleich einem stürmischen Strome, der alle Dämme durchbricht, Früchte, Bäume, Gebäude fortwälzet, und alles, was sich seiner Gewalt widersetzet, mit wütender Macht umstürzet, haben diese unge-

zähmten Völker die herrlichsten Städte und Königreiche niedergeschlagen, zerstöret und auf die gräulichste Art verwüstet. Die friedlieben- den Musen, die zarten Huldgöttinen flohen vor dem Angesichte so schreckbarer Sieger. Jene kostbare Denkmäler, Säulen, Bildnisse, jene unschätzbare Meisterstücke, welche die Römer mit unendlicher Mühe, und unbeschreiblichen Kosten aus allen Welttheilen gesammelt hatten, wurden niedergerissen, und theils durch die Hände der Barbaren zertrümmert, zernichtet, theils unter dem Schutte der Gottes- und Für- stenhäuser begraben.

Aus den Trümmern dieser allgemeinen Ver- wüstung wuchs eine Mißgeburt hervor, welche anfänglich in dem Schatten der Unwissenheit herum kroch, nach und nach sich aber in die Höhe schwang, und mit den glänzenden Far- ben einer übertriebenen Kunst geschmücket, ihr

stol-

stolzes Haupt empor hob. Die edle Einfalt des feinen Geschmackes, welche bei den Römern und bei den Griechen in so grosem Werthe stand, war nicht im Stande, in dem gefühllosen Gemüthe eines ungesitteten Volkes eine zarte Empfindung zu erwecken. Ein grobes, ungestaltetes Wesen machte mehr Eindruck auf das Aug und auf das Herz eines Gothen oder eines Vandalen, als die edelsten Züge, und die rührendsten Ausdrücke, welche Rom und Athen in den Werken eines Zeuxis oder eines Phidias bewunderten und verehrten. Dieses war der Ursprung des gothischen Geschmackes; dieses war die Quelle, woraus jene raue, wilde, barbarische Art geflossen ist, welche die Werke des mittlern Zeitalters verunstaltet hat.

Die Sitten bilden den Geschmack, und der Geschmack bildet die Sitten. Gleichwie ein feines, ein zartes Gefühl sanfte, liebreiche Sit-

ten anzeiget, also zeigen hingegen raue, ungeschliffene Sitten ein hartes Gefühl, eine gewisse Unempfindlichkeit an, welche den schönen Künsten keine günstige Aussicht verspricht. Die Völker, welche aus den nordischen Sümpfen und Wildnissen wimmelnd hervor kamen, und deren überraschende Anfälle die wankende Macht der Römer mit allen ihren Reichthümern verschlungen, hatten weder den aufgeklärten Geist, noch das empfindsame Herz, welche zu dem guten Geschmacke erfordert werden, und welche seine wesentlichste Theile ausmachen. Eine kriegerische Wuth war die einzige Tugend, welche sie hochschätzten, und als die Königin aller Tugenden mit den erhabensten Lobsprüchen krönten. Alles übrige, besonders aber sanfte, milde Empfindungen, waren gering geachtet, und als Würkungen einer schwachen feinen Seele verabscheuet. Was für andere Frlgen, als den gänzlichen Verfall der Künste, konnte man von

der

der Wildheit eines solchen tobenden Volkes erwarten? Der siegreiche Alexander ließ Pindars Wohnung verschonen, und würde mit ebenderselben Ehrfurcht der Wohnung eines Virgils, eines Cicero geschonet haben. Dieses konnte man zwar von einem griechischen Helden, der in dem Schose der Musen auferzogen war, billig erwarten. Aber was sollte, was konnte man sich von einem Attila, einem Athalarich versprechen? diesen war das Grabmal eines Titus, eines Trajan eben so wenig, als eines Virgil, oder eines Horaz heilig. Alles wurde verbrennet und verheeret.

Jene lachende Gegenden, welche Catull und Tibull mit so vieler Anmuth besungen, und mit so reitzenden Farben geschildert hatten, wurden in Einödden und Wüsten verwandelt.

Rom selbst, Rom die Zierde, und das

Haupt der gesitteten Welt, ward zu einem Steinhaufen. Die neuen Einwohner baueten ihre Hütten auf den Platz, wo die Emilli-usse, die Trajane, die Antonine, ihre Palläste gehabt hatten.

Ein elender, ein verdorbener Geschmack wurde allgemein; wie ein dickes und finsteres Gewölk breitete er sich über Italien und ganz Europa aus; sein tödtlicher Schatten erstickte den Keim der Wissenschaften; alle Künste la-gen gleichsam im Schleier der Vergessenheit eingehüllet, und unter den griechischen und rö-mischen Denkmalen begraben. Acht Jahrhun-derte flossen in einem dunkeln, unwissenden un-thätigen und, so zu sagen, leblosen Zustande vorbei, bis endlich ein Stral des Lichts, der in Petrarches Vaterlande erschien, das Ende die-ser allgemeinen Nacht beschleunigte, die Völ-ker aus ihrem tiefen Schlummer erweckte, und

den

den Künsten und Wissenschaften günstigere Zeiten, schönere und heiterere Tage ankündigte.

Der gute Geschmack gleichet dem Lebenssafte, welcher durch alle Gefässe des Körpers fließt, und allen Theilen desselben Nahrung, Kräfte und Erquickung mittheilet. So lang die Säfte gut sind, so lang sie rein und gesund erhalten werden, so lang sind alle Theile des Körpers mit Leben und Munterkeit beseelet. Verderben aber die Lebenssäfte, so verliert der Körper seine schöne Gestalt, seine blühende Gesundheit und seine wesentlichste Nahrung. Die Farbe erblasset, die Kräfte verschwinden, der Körper trocknet aus, und wird gleich einem leblosen Schatten ein Bild des ihm bevorstehenden Todes.

Eben so, wann der Geschmack, welcher in alle Theile des Staates einen sehr wesentlichen

Einfluß hat, bei einem Volke in seiner Reinigkeit erhalten wird, so blühen alle Künste und Wissenschaften bei demselben und tragen die herrlichsten Früchte. Verliert sich aber der gute Geschmack, oder wird derselbe verdorben: so ist kein Gefühl für das Schöne, für das Erhabene mehr da; die Künste gehen zurück; die Wissenschaften fallen, und mit ihnen fällt der Ruhm, die Ehre, und das Ansehen eines ganzen Volkes.

Der gothische Geschmack steckte in kurzer Zeit alle südliche und westliche Theile Europens gleich einem Gifte an, welches in alle Adern dringt. Die Franken, die Longobarden, die Angelsachsen, die Allemanner und übrigen deutschen Völker ahmten denselben nach. Bildnisse, Säulen, Gebäude, Kleidung, Schreibart, alles wurde gothisch. Die Zeit, und die Erfahrung schärften zwar den Witz

und das Gefühl der Gothen sowohl, als der übrigen Völker, welche mit denselben die römische Herrschaft zertrennet, und in mehrere Reiche getheilet hatten; der Pöbel begnügte sich nicht mehr mit seinen Hütten; die Fürsten wollten grosse ansehnliche Palläste haben; man führte herrliche und kostbare Kirchen auf; man sprengte Gewölber, baute Thürme, deren Höhe und Kühnheit noch heut zu Tage bewundert werden; keine Mühe, Arbeit noch Kosten wurden gesparet; unbegränzter Fleiß und königlicher Aufwand leuchten in ihren Werken hervor: allein es waren gothische und keine griechische oder römische Arbeiten.

Das Einfache, das edle Einfache der Alten sucht man vergebens in ihren Werken.

Alles ist gezwungen, verkünstelt, übertrieben. Bei den Griechen, welche sich die Na-

tur zum Vorbilde gesetzet hatten, musten die Theile eines Werkes so geordnet, und der Zusammenhang derselben so beschaffen seyn, daß das Ganze mit den einzelnen Theilen, und die einzelnen Theile mit dem Ganzen vollkommen übereinstimmten, und in gleichem Verhältnisse standen. Bei den Gothen hingegen, welche die einfache Schönheit der Natur nicht erkannten, und noch viel weniger sich dieselbe zum Muster vorstellten, war dieser Zusammenhang, diese Verbindung, diese Uebereinstimmung der Theile und des Ganzen nicht zu finden. Bald waren ihre Säulen zu hoch und zu dünn, bald zu dick und zu kurz.

Auf leichten und schwachen Stützen erhoben sie ungeheure Gewölber, welche in allen Gemüthern Erstaunen und Schrecken erweckten, und noch erwecken.

Ihre

Ihre Thürme, deren Spizen sich in den Wolken verloren, waren nicht ausgehauen, sondern ausgeschnizelt. Ein Werk hatte keine Verdienste bei ihnen, wenn es nicht etwas kühnes oder übertriebenes anzeigte; alles muste in der Luft schweben, und von allen Seiten, wie eine Leuchte, durchsichtig scheinen.

Alles muste mit Ecken, Spitzen, Kugeln, Rosen, Bildern, Säulen überhäufet, und mit tausend überflüssigen Zierrathen beladen seyn.

Die Verwandschaft, welche zwischen allen Künsten ist, gibt den Geschmack eines Volkes eben sowohl in den kleinsten, als in den grösten Sachen zu erkennen. Das Einfache der römischen Buchstaben misfiel den Gothen eben so sehr, als das Einfache der römischen oder griechischen Gebäude. Dieselbigen Züge, welche die gothischen Gebäude verunstaltet haben,

ver=

verunstalten auch ihre Buchstaben. Ich entdecke in diesen, wie in jenen viel unnüzes Zeug, viele Krümmungen und überflüssige Zierrathen, welche ihre Schrift undeutlich und dunkel machen.

Den Unterschied, welchen ich zwischen einer römischen und gothischen Säule, einem römischen und gothischen Bildnisse bemerke, denselbigen bemerke ich auch zwischen einem römischen und gothischen Buchstaben, und nichts zeiget vielleicht die Verschiedenheit des gothischen und römischen Geschmacks besser an, als die Verschiedenheit der Buchstaben, deren sich beide Völker auf ihren Denckmälern und in ihren Innschriften bedienet haben. Die gothischen Züge sind gezwungen, verdreht, in einander verwickelt, und mit so vielen Zierlichkeiten eingeflochten, daß man öfters den Buchstaben errathen muß, und denselben ohne besondre Mühe von dem Nebenwerke und unnöthigen

Putze

Putze nicht unterscheiden kann. Die römischen Züge sind einfach, deutlich und leicht zu erkennen. Die Ersten sind alle eckigt, und mit vielen Krümmungen ausgeschweift.

Die andern haben eine ungezwungene, schöne, glatte und runde Gestalt.

Dieses bemerkt man besonders in den grossen Anfangsbuchstaben. Die kleinen gothischen Buchstaben waren zwar nicht mit so vielen Zügen verwebet, als die grossen; sie sind jedoch so gebogen und gekrümmet, daß man sie billig die Eckigten nennet, wie man die römischen wegen ihrer angenehmen runden Gestalt die runden genannt hat.

Nicht ohne Ursache haben diejenigen, welche sich auf die Kenntniße der Alterthümer legen, beobachtet, daß bei den Römern selbst

die Gestalt der Buchstaben niemal schöner, einfacher und vollkommener gewesen ist, als da die Künste bei ihnen im grösten Flore waren. So lang die Züge des Gesichtes, welches auf einer Münze vorgestellt wird, wohl gebildet sind; so lang die Ehrensäule, auf welcher ich den Namen eines Kaisers oder Befehlshabers lese, mit Geschmacke ausgehauen ist, und den Helden redend vorstellet: so lang sind die Buchstaben der Innschrift auch wohl gestaltet.

Fangen aber die Gesichtszüge an, ihre Feinigkeit zu verlieren; wird das Gepräge grob; wird die erhabene oder die einwärts geschnittene Arbeit rauh und unförmlich: so fangen auch die Buchstaben an, ihre Gestalt, und ihre Schönheit zu verlieren.

Die vortreflichsten Bildsäulen, Grabmäler, Münzen und andere Alterthümer des Zeitalters

des

des Augustus oder der Antonine geben uns einen so angenehmen als überzeugenden Beweis hievon, da sie uns zu gleicher Zeit die größten Meisterstücke der Bildhauerkunst und die schönsten Muster der Innschriften, sowohl dem Sinne als der Gestalt nach, vor Augen stellen. Mit dem Anfange des dritten Jahrhunderts findet man einige Spuren der fallenden Künste; die Unruhen, welche die Gothen und andere Barbaren gegen die Mitte dieses Jahrhunderts, und besonders unter der Regierung des Kaisers Gallienus erreget haben, sind der Zeitpunkt, wo sich ein sehr merklicher Unterschied in den römischen Buchstaben hervorthut.

Ein sinkender Staat gleicht einem kranken Körper, dessen Kräfte nicht auf einmal verschwinden. Er wird öfters durch stärkende Hilfsmittel erquicket, und scheinet sich etlichemal von seiner Entkräftung vollkommen zu erholen,

bis

bis das verborgene Uebel, welches er in seinem Busen trägt, mit gröster Heftigkeit ausbricht, alle edle Theile angreift, auflöset und durch die Hitze der innerlichen Entzündung verzehret.

Die Tapferkeit eines Aurelianus und eines Probus, die Großmuth und Klugheit eines Diocletians, die unüberwindliche Macht eines siegreichen Constantinus legten der Kaiserlichen Würde einen Theil ihres vorigen Ansehens wieder bei.

Allein die Versetzung der römischen Hauptstadt an die Meerenge von Thrazien, wo die edelsten Säfte des alten Roms hingeleitet wurden, und Theilung der römischen Herrschaft unter den Söhnen des grossen Theodosius fügten dem Reiche und den Künsten den letzten Stoß zu. Der Stoß war tödtlich, die Wunde unheilbar.

Von dieser Zeit an nahm alles ab. Die Bildnisse der Kaiser auf ihren Münzen wurden je länger je schlechter, und die Buchstaben je länger je undeutlicher, so daß gegen das Ende des sechsten oder Anfange des siebenten Jahrhunderts die Züge des Gesichtes, welche den Beherrscher vorstellen sollten, oft unmöglich zu erkennen, und die Züge der Buchstaben, welche den Namen ausdrucken sollten, unmöglich zu unterscheiden waren. Die Sprache der Römer selbst wurde ungewiß, unbestimmt, ja endlich so verwirrt, daß sie der alten Sprache der Römer gar nicht mehr ähnlich war.

Aus dieser allgemeinen Verwirrung entstanden die neuen Sprachen, welche sich in Italien, Spanien und Frankreich gebildet haben, und in der Folge der Zeit, Europens Lust und Zierde geworden sind.

Alle diese Sprachen nahmen anfänglich die sogenannten gothischen Buchstaben an: und als die ersten gedruckten Wercke gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an das Licht gestellet wurden, war der Gebrauch der verdorbenen Züge der Gothen so allgemein, daß selbst die alten römischen Handschriften mit keinen andern als gothischen Buchstaben abgebildet wurden.

Die erste Absicht und der Hauptendzweck, welchen sich die Erfinder der Buchdruckerei vornahmen, waren die Handschriften, welche in hohem Werthe standen, nachzumachen, und als ächte Urschriften zu verkaufen. Sie ahmten auch wirklich dieselben so glücklich und so vollkommen nach, daß man die gedruckten Werke mit den geschriebenen, und die geschriebenen mit den gedruckten sehr leicht verwechslen; und eins fürs andere nehmen konnte.

Den

Den Versuch, welchen Johann Fust davon gemacht hat, als er die zu Mainz aufgelegte heilige Schrift für ächte Handschriften zu Paris verkaufen wollte, hätte für ihn so unangenehme als unerwartete Folgen haben können.

Im Anfange wurde das Werk, ohne die Sache weiter zu untersuchen, als eine getreue mit vielem Fleise verfertigte Abschrift angenommen, und die Käufer schätzten sich glücklich, ein so schönes und seltenes Werk, um einen, gegen den Werth, welchen man für die Handschriften zu bezahlen gewohnt war, sehr billigen Preis erhalten zu haben. Bald bemerkte man aber, daß die Handschriften, welche die geschicktesten Schreiber nicht ohne grosse Mühe und viele Zeit zu verfertigen im Stande waren, man bemerkte, sage ich, daß die vermeinten Handschriften, in den Händen des Verkäufers sich auf eine ganz auserordentliche Art

vervielfältigten, und daß er sein Buch je länger je wohlfeiler, und endlich um einen ganz geringen Preis abgab.

Es wurde zugleich eine so grose Genauigkeit in allen diesen Handschriften und eine so vollkommene Aehnlichkeit wahrgenommen, daß alle Gelehrte und Kenner darüber erstaunten.

Nicht ein Buchstab, ja nicht ein Tüpfchen, war anzutreffen, welches in einer und nicht in allen andern Abschriften gewesen wäre. Eine jede Zeile, ein jedes Wort, ein jeder Zug stimte in allen überein, und war vollkommen derselbige. Ein so bewundernswürdiger Umstand, welcher unserm deutschen Künstler billig ein grosses Lob und eine vorzügliche Belohnung hätte zuziehen sollen, erweckte gegen ihn ein allgemeines Mistrauen, und eine bittere Verfolgung war der Lohn seiner Verdienste. Die

er-

ersten Käufer, welche sich geschmeichelt hatten, die vermeinte Handschrift allein zu besizen, als sie sich zu ihrem grossen Verdrusse in ihrer Hoffnung betrogen sahen, gaben den unglücklichen Fust als einen verdächtigen Fremdling, einen Betrüger, und endlich als einen Zauberer an. Er muste sich verbergen, und seine Sicherheit in der Flucht suchen.

Das Geheimnis, welches Fust mit sich auf Mainz zurück trug, konnte jedoch nicht länger verborgen bleiben. Die Sache wurde theils durch die Mitgenossen selbst, welche uneinig unter einander wurden, theils durch ihre Gehilfen, die von ihnen entflohen, kund gemacht, und die neu erfundene Kunst der Buchdruckerei breitete sich in kurzer Zeit auf eine so ungemeine Art aus, daß schon vor dem achtzigsten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts verschiedene Druckereien zu Augsburg, Basel, Antwer-

 pen,

pen, Brüssel, Köln, Eslingen, Nürnberg, Lauingen, Löwen, Lübeck, Nimwegen, Reutlingen, Speier, Stutgardt, Ulm, Utrecht, und in eben dem achtzigsten Jahre eine zu Heidelberg, ohne der Druckereien von Frankreich, England, Italien und Spanien zu erwehnen, angeleget worden sind.

Die Erfinder der Buchdruckerei und ihre Gehilfen kannten den Unterschied nicht, welcher zwischen der römischen und deutschen Schrift einst eingeführt werden solte. Die sächsische Kronik, welche Peter Schöffer von Gernsheim in der edlen Stadt Mainz gedruckt hat, bestehet aus denselbigen Buchstaben, wie das Buch der Psalmen und die übrigen lateinische Werke, welche von ihm herausgegeben worden sind. Die Uebersetzung der heiligen Schrift, welche das erste gedruckte deutsche Werk war, und welche Johann Fust in eben demselbigen Jahre, in wel=

welchem er seine berühmte lateinische Bibel von vierzehn hundert zwei und sechzig gedruckt hat, an das Licht stellte, ist eine so merkwürdige als überzeugende Bewährung, daß der deutsche Druck von dem lateinischen nicht unterschieden war.

Beide Auflagen stimmen vollkommen mit einander überein, und obwohl beide Werke sehr selten und sehr schätzbar sind, so ist jedoch das deutsche für uns ungemein merkwürdiger, weil dasselbe einen klaren Beweis enthält, daß die deutschen und lateinischen Handschriften, nach welchen sie gedruckt worden sind, mit denselbigen Buchstaben geschrieben waren.

Es wären leicht mehrere andere Beispiele anzuführen, allein es ist unnöthig. Die Sache wird bei den Gelehrten ausser allem Zweifel gesetzet, und wer nur einige Kenntniß von al-

ten Büchern und Handschriften hat, dem ist genugsam bekannt, daß alle ersten Auflagen, ohne Unterschied der Sprachen, mit gleichen Buchstaben verfertiget worden sind.

Es fiel damals Niemanden ein, daß die ekigen Buchstaben, mit welchen so viele tausend lateinische Werke gedrukt werden, je als deutsche Züge angesehen werden solten, und noch viel weniger konnte man sich träumen lassen, daß Deutschland einen besonderen Anspruch auf dieselben als auf ein Eigenthum, welches ihm allein zugehöre, machen würde.

Man glaubte, die römischen Buchstaben zu besitzen, und in dieser Meinung wurden sie mit allgemeinem Beifall eingeführt. In der That aber waren es die gothischen, welche sich bis in die Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in den meisten Buchdruckereien erhalten haben.

Das

Das erste Werk, welches in runden, wohlgestalteten Buchstaben erschien, wurde zu Venedig, und zwar kurz nach Erfindung der Druckerei, aufgeleget. Zwei Brüder, von Speier gebürtig, mit Namen Johann und Wendelin, brachten diese neue Kunst ohngefähr zu eben derselbigen Zeit in Italien, als sie von Friedrich Corselle, welcher sich durch die Versprechen und die ansehnlichen Geschenke des Erzbischoffs von Kanterburi verführen, und von seinem Meister, Johann Guttenberg, abtrünnig machen ließ, in England überbracht wurde.

Es war der glückliche Zeitpunkt, wo alle Künste in dem toskanischen und römischen Gebiete unter dem Schutze und durch die Wohlthaten der unsterblichen Medizäer aufzukeimen anfiengen. Der Geschmack des alten Griechenlandes lebte in Italiens Schose wieder auf.

Man beeiferte sich von allen Seiten, jene vortrefliche Meisterstücke, welche unter dem Schutte so vieler verwüsteten Städte, niedergerissener Gotteshäuser, königlicher Palläste und fürstlicher Lustgebäude mit den herrlichen Denckmälern begraben lagen, hervorzusuchen. Die Künstler nahmen sie als ihre Muster an, und die Gelehrten beflissen sich, alle verborgene Schönheiten des alten Geschmackes darin zu entdecken, und in ein neues Licht zu stellen. Je länger, je genauer die Alterthümer untersucht und beobachtet wurden, desto häufigere und kostbarere Früchte wurden gesammelt, desto nüzlichere Kenntnisse und wichtigere Entdeckungen flossen aus den Münzen und Innschriften, welche für die Gelehrten eine unerschöpfliche Quelle der Wahrheit und des Lichtes waren. Das Dunkle, das Ungewisse, das Falsche verschwand in der Geschichte und Zeitrechnung; das Wahre, das Gewisse, das Bestimte,

das

das Einleuchtende und Ueberzeugende trat in die Stelle ein. Der Geschmack wurde allenthalben verfeinert und vervollkommnet. Aus eben dieser Quelle floß die Abänderung, welche in dem Drucke vorgegangen ist, und welche die gothische Schrift, wo nicht ganz, doch grôstentheils aus den Buchdruckereien verbannet hat.

Man bemerkte nämlich auf den römischen Münzen und Innschriften, daß die Züge der Buchstaben mit mehrerm Geschmack gebildet waren, als die Buchstaben des mittlern Zeitalters. Man verglich dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert, und man wurde dadurch in den Stand gesetzet, ohne Mühe und ohne Widerspruch zu entscheiden, daß die Züge, welche auf Denkmälern der erstern Jahrhunderte gepräget oder eingeschnitten waren, die ächten und römischen Buchstaben vorstellten,

und

und daß die Schrift des folgenden Zeitalters von der Schönheit und Niedlichkeit des römischen Geschmacks unendlich abgewichen war. Dies war der Gang, welcher auf das Einfache der römischen Züge zurückgeführet hat; dies war das Vorbild, nach welchem die Italiener und Franzosen ihre Schrift und ihren Druck verbessert haben; dies ist das Muster, nach welchem wir unsern eigenen Geschmack verfeinern und vervollkommnen müssen.

Das besondre Lob und der auserordentliche Beifall, welchen Johann und Wendelin von Speier durch ihre schönen, wohlgestalteten Buchstaben dem venezianischen Drucke zuzogen, erweckte die Aufmerksamkeit der berühmtesten Buchdrucker, welche ihre Werke nicht besser empfehlen konnten, als wenn sie: zu Venedig oder mit venezianischen Buchstaben gedruckt, darauf setzten.

Gleichwie

Gleichwie aber der gute Saamen, der auf eine Erde fält, welche seit langen Jahren mit wildem Gesträuche überzogen ist, nicht leicht Wurzel fasset, sondern von den wilden Gewächsen unterdrücket und erstickct wird, also sind die Erstlinge des schönen venezianischen Druckes von dem gothischen Geschmacke, der noch allenthalben herrschte, bald erstickct, und die runden Buchstaben, welche Johann und Wendelin mit so vielem Ruhme erfunden hatten, von neuem in Vergessenheit gesetzet worden.

Die Vorurtheile, die Unwissenheit und der üble Geschmack, welche in Deutschland tief eingewurzelt waren, die Entfernung unseres Vaterlandes von schönen Mustern des alten Roms, der Stolz und der Eigensinn unserer Buchdrucker, welche sich als die Urheber und die Väter dieser vortreflichen Kunst ansahen,

wa=

waren die Hauptursache, warum die venezianische, oder besser zu reden, die römische Schrift nicht allein bei uns nicht angenommen, sondern an deren Plaz eine andere Gattung von Buchstaben eingeführt wurde, die viel schlechter als jene waren, deren sich die ersten Erfinder der Druckerei bedienet hatten. Denn anfänglich hielten sich die Buchdrucker, wie wir gesehen haben, an die Handschriften: diese bildeten sie getreulich ab, und daraus entstund die halbgothische Schrift, wie die Kenner dieselbe nennen, oder der schöne gothische Druck, welcher noch heut zu Tage in hohem Werthe, und von den Liebhabern vorzüglich gesucht wird. Bald giengen aber die Buchdrucker von diesem Grundsaze ab, und banden sich nicht mehr an die Handschriften. Sie wolten erfinden, sie wolten das Erfundene verschönern. Anstatt aber, daß sie sich dem Geschmacke der Alten hätten nähern sollen, so entfernten sie sich

von

von demselben, und fielen von der halbgothischen Schrift auf die gothische, und daraus entstand der schlechte gothische oder heutige deutsche Druck: denn der erste deutsche Druck war derselbige, als der lateinische, italienische oder französische, nemlich der halbgothische Druck, welcher mit den lateinischen Handschriften vollkommen übereinstimmte, und von denselben abgebildet worden war.

Gleichwie wir den ersten, das ist den schönen gothischen Druck der Stadt Mainz zu dancken haben; so haben wir der Stadt Strasburg den zweiten, das ist, den schlechten gothischen Druck zuzuschreiben.

Hier wurde im Jahre fünfzehnhundert ein und siebenzig das erste Werck mit eckigen Buchstaben gedruckt. Billig ist es zu bewundern, wie leicht und wie geschwind diese un-

förmliche Züge, welche so lange Jahre die vornehmsten Buchdruckerein verschändet haben, und die unserigen noch wirklich verunehren, sich allenthalben ausgebreitet haben.

Sie wurden nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien angenommen.

Selbst diejenigen, welche den schönen römischen Druck eingeführet hatten, liesen sich von dem Strome hinreisen, und die Venezianer, welche auf einer Seite das Lob verdienet hatten, daß sie die ersten Werke in runden wohlgestalteten Buchstaben aufgeleget haben, zogen sich auf der andern Seite den Vorwurf zu, daß sie leichter, als alle übrige, von dem guten Geschmack auf den gothischen zurückgegangen sind, und daß keine Stadt die gelehrte Welt mit so vielen schlechten Werken überschwemmet hat, als Venedig.

Kaum

Kaum war Wendelin von Speier, der seinen Bruder überlebt hatte, auch mit Tode abgegangen, so verliessen die Lehrlinge und Gehilfen, welche mit ihnen und unter ihnen gearbeitet hatten, die runden Buchstaben, und nahmen die eckigen an. Die erhabenen Lobsprüche, welche den Buchdruckern selbiger Zeit und ihren eckigen Buchstaben beigeleget wurden, sind überzeugende Beweise der wahnsinnigen Begeisterung, welche den verdorbenen Geschmack begleitete. Schön, zierlich, angenehm wurden diese unförmlichen Züge in öffentlichen Werken genennet, und als solche über alles erhoben. Mit solchen Vorurtheilen durfte man sich nicht schmeicheln, so bald eine günstige Abänderung zu sehen.

Ueber hundert Jahre schwebte die Buchdruckerei zwischen dem guten und dem verdorbenen Geschmacke. Einige suchten durch die

Vermischung beider Gattungen von Buchstaben, der römischen und der gothischen, ihren Werken einen neuen Werth und besonderen Vorzug zu geben. Auf solche Weise wurden zu Basel die Werke des heiligen Ambrosius, zu Alkala in Spanien die berühmte in sieben Sprachen verfaßte heilige Schrift des Kardinals Ximenes, und zu Paris ein Theil des Wörterbuchs des geschickten und gelehrten Roberts Etienne aufgeleget, ohne vieler andern Werke, besonders der Rechtsgelehrtheit und Arzneiwissenschaft zu erwehnen, welche sich auf eine bunte und schäckige Art auszeichnen. Dieses konnte man billig als die höchste Stufe des verdorbenen Geschmackes ansehen, gleichwie man die mit Einmischung lateinischer, italiänischer, französischer, spanischer, griechischer, hebräischer und arabischer Wörter lächerlich ausgeschmückten Gedichte oder Reden billig als den Auswurf der elendesten deutschen Schriften betrachtet.

Indes=

Indessen wurden zu Rom, zu Paris, zu Venedig und in mehrern andern Orten viele Versuche angestellet, die Buchdruckerei zu verbessern. Aldus Manutius erfand eine neue Art Buchstaben, welche sehr in das Aug fielen, und grossen Beifall erhielten. Allein man bemerkte bald, daß die Züge zu scharf, und dem Gesichte schädlich waren. Sie kamen aus dieser Ursache in Abgang, und wurden nicht mehr zu ganzen Werken, sondern nur die Abtheilung derselben, wie die Hauptstücke, Abschnitte u. s. w. zu unterscheiden gebraucht, zu welchem Gebrauche sie noch heut zu Tage angewendet werden.

Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, nachdem der gute Geschmack allgemeiner ausgebreitet war, und tiefere Wurzeln gefasset hatte, wurden die gothischen Buchstaben aus allen guten Druckereien verbannet, und kamen in Italien und in Frankreich ganz ab.

Dies war der Zeitpunkt, wo die Abtheilung in lateinische und in deutsche Buchstaben ihren Anfang nahm. Alle lateinische Werke, alle italienische, französische, spanische oder portugiesische, als deren Sprachen von der römischen abstamten, wurden mit lateinischen Buchstaben gedruckt. Die Deutschen hingegen und die Völker, deren Sprache mit der ihrigen näher verbunden war, wie die Engländer, Holländer, Schweden und Dänen fuhren fort, ihre Schriften mit gothischen Buchstaben zu drucken.

Diese Abtheilung gründete sich jedoch nicht sowohl auf die Abstammung der Völker, als auf den verschiedenen Geschmack, welcher bei denselben herrschte. Die Italiener und die an sie angränzenden Völker richteten sich nach dem römischen Geschmacke. Die vortrefflichen Alterthümer, die sie vor Augen hatten, dienten

ten

ten ihnen zum Muster, und flößten ihnen einen Eckel für all dasjenige ein, was eine gothische, oder welches bei Ihnen dasselbige war, eine barbarische Gestalt hatte. Denn man muß sich nicht einbilden, daß die Italiener oder die Franzosen je einen Gedanken gehabt haben, die eckigen Buchstaben aus der Ursache abzulegen, weil sie glaubten, daß solche ursprünglich deutsch wären. Sie hielten sie zwar für lateinische Züge, wie sie es auch wirklich waren, allein ihre Gestalt misfiel, und die runden wurden aus dieser Ursache, ich will sagen, wegen ihrer niedlichen und schönen Form, nicht aber wegen einigem Unterschiede des Ursprunges oder der Abstammung vorgezogen. Die deutschen und nordischen Völker waren von den schönen Mustern der Künste zu weit entfernt, und hatten jenen feinen Geschmack nicht, welcher erfordert wurde, die Gestalt der runden und eckigen, oder der bessern und schlech-

tern Züge zu unterscheiden, und den Unterschied tief genug zu empfinden, um eine Abänderung hierinn vorzunehmen.

Die wenigen Denkmäler, welche die Römer in Deutschland gelassen hatten, waren zum Theile niedergeschlagen, zertrümmert, vernichtet worden, und was ganz geblieben war, lag unter dem Schutte zerstörter Städte und abgerissener Gebäude begraben. Man konnte nicht, wie in Welschland, das Gute mit dem schlechten, das vollkommene mit dem Guten vergleichen, oder Säule gegen Säule, Bildnisse gegen Bildnisse, Buchstaben gegen Buchstaben halten, und das Beste heraus nehmen, weil kein Bestes zu finden war. Alle Grabmäler, alle Inschriften, welche die Deutschen vor Augen hatten, stellten ihnen keine andere, als schlechte lateinische Züge des mittlern Zeitalters vor.

Sie

Sie nahmen dieselben aus den Händen ihrer Väter mit jener ehrfurchtvollen Achtung an, welche man für das Alterthum hat. Man gewöhnte sie je länger je mehr zu denselben, und endlich, nachdem die südlichen Völker sie ganz abgeleget hatten, wurden sie gar bei uns als ursprünglich deutsche Buchstaben angesehen, gleich jenen fremden Pflanzen, welche aus entfernten Ländern in eine angenehme Gegend eingesetzt werden, und nachdem sie sich in derselbigen vervielfältiget und ausgebreitet haben, als einheimische Gewächse von den Innwohnern selbst betrachtet werden.

Das Vorurtheil wurde durch die Länge der Zeit gestärket, und der Gebrauch der eckigen Buchstaben befestigte sich in Deutschland um so viel leichter, als diejenigen, welche sich dagegen setzen konnten und sollten, gar keinen Widerstand thaten. Die deutschen Gelehrten,

welche die einzige waren, die dem Uebel hätten abhelfen können, wanderten, als Fremdlinge in ihrem eigenen Vaterlande, im dunkeln herum, und waren mehr mit fremden als einheimischen Schönheiten bekannt.

Ihr Umgang war bloß mit den alten Römern und alten Griechen. Sie verwarfen ihre Muttersprache als eine harte, rauhe, unbiegsame, zur Gelehrsamkeit und zur Aufnahme der Künste unbrauchbare Sprache. Das Latein ward ihnen, so zu sagen, zur Muttersprache; alle gelehrte Werke erschienen in derselben, und ein Deutscher würde nicht geglaubt haben, etwas gelehrtes geschrieben zu haben, wenn er es nicht auf Latein verfasset hätte. Aus einem so irrigen und falschen Grundsatze, waren keine andere, als nachtheilige Folgen für unsere deutsche Sprache zu erwarten. Sie wurde mit den eckigen Buchstaben dem un-

wissen-

wissenden Pöbel überlassen; die Gelehrten behielten die lateinische Sprache und die runden Buchstaben für sich. Ist es nach dem zu bewundern, daß sich der verdorbene Geschmack so lang in den deutschen Buchdruckereien erhalten hat, und daß die Sprache selbst, wie auch die Buchstaben, so lang in ihrer ersten Unvollkommenheit geblieben sind? die Italiener, welche die Völker, die diesseits der Alpen wohnen, als Barbaren angesehen haben, und zum Theile noch als solche ansehen, hatten vor einigen Jahrhunderten eine so geringe Achtung für die französische Sprache, und die Franzosen hatten im vorigen Jahrhunderte, viele haben auch noch gegenwärtig eine solche Geringschätzung für die deutsche Sprache, daß sie sich nicht vorstellen können, daß jemahls ein angenehmes Gedicht, eine reizende oder anmuthige Erzählung, eine fliesende und zarte Schreibart in dieser Sprache erzeuget werden

könne. So unrichtig, so falsch sind die Urtheile, welche sich blos auf den Stolz eines Volkes oder auf die Eifersucht gründen, welche die benachbarten Völker gegen einander hegen! es war jedoch Ausländern auf einige Weise zu verzeihen, daß sie von einer fremden Sprache so nachtheilig urtheilten. Wie könnte man aber deutsche Gelehrten entschuldigen, daß sie sich ihrer eignen Muttersprache anzunehmen nicht würdigten, vielweniger dieselbige zu verbessern und zu verfeinern suchten.

Indessen bildeten die andern Völker ihre Sprache mit glücklichstem Erfolg, und nach dem Maaß als ihre Mundart reiner und vollkommener wurde, nahm auch der gute Geschmack bei denselben zu. Das wilde, das gothische Wesen wurde zu gleicher Zeit in der Sprache, in den Sitten, in den Gebräuchen und in den Kunstwerken abgeleget.

Die

Die Franzosen waren die ersten, welche nach den Welschen uns hierin vorgeleuchtet haben. Die Engländer, welche anfänglich von dem guten Geschmacke eben so weit, und vielleicht noch weiter, als die Deutschen entfernet waren, wurden durch das Beispiel ihrer witzigen Nachbarn so gereitzet, und die Eifersucht, welche von undenklichen Zeiten zwischen diesen Eiländern und den Franzosen herrschet, spornte sie so heftig an, daß sie in kurzer Zeit sich nicht allein in den erhabenen Wissenschaften, sondern auch in allen schönen Künsten, und besonders in der Buchdruckerkunst, vor allen andern hervorgethan haben. Die schönen, die herrlichen Auflagen von Glasgau, von Oxford, von Kambridge, und von London sind allen Kennern und Liebhabern bekannt. Wer bewundert nicht jene kostbare Werke, welche zu unserer Zeit Virgils und Horazens Gedichte mit mehr als königlicher Pracht ausgeschmü-

geschmücket haben. Man würde billig die engländischen Verleger einer Verschwendung beschuldigen können, wenn für einen Virgil, einen Horaz, deren Werke bei allen Völkern in goldenen Buchstaben verewiget zu werden verdienen, zu vieles verwendet werden könnte.

Die gothischen Buchstaben werden in England eben so wenig als in Italien und Frankreich geduldet, und sind von der Zeit an, wo sich der gute Geschmack in diesem blühenden Königreiche festgesetzt hat, aus demselben gänzlich verbannt worden. Wie lange werden wir sie noch dulden? Wie lange werden wir den gothischen Geschmack in unseren Buchdruckereien noch unterhalten? wenn man einem Deutschen sagen würde, seine Gebäude, seine Lustgärten, seine Kleidung, oder seine Gestalt, sein natürliches Ansehen, sein Betragen und seine Sitten seyen gothisch, so würde er sich billig beschimpfet finden, und den Vorwurf als

eine

eine bittere Beleidigung aufnehmen. Was sind aber unsere deutsche Druckwerke anders, als Ueberbleibsel des gothischen Geschmackes? Es ist ganz gewiß, daß alle auswärtige Gelehrten und Bücherkenner den deutschen Druck eben so gering schätzen, als den Druck jener lateinischen, italienischen oder französischen Werke, welche mit schlechten gothischen Buchstaben aufgeleget sind. Es ist gewiß, daß uns der Abgang der runden Buchstaben als ein Mangel des feineren Geschmackes allenthalben vorgeworfen wird. Werden wir diesen Vorwurf noch länger mit gleichgiltigem Gemüthe tragen? werden wir denselben noch länger zu rechtfertigen suchen? und wir selbst, wenn wir ein lateinisches oder italienisches Werk mit eckigen Buchstaben gedruckt sehen, finden wir nicht, daß ihre Gestalt nicht so angenehm, nicht so niedlich ist, als die Gestalt der runden Buchstaben? empfinden wir

nicht

nicht selbst, daß die eckigen Züge dem Auge misfallen, und den guten Geschmack beleidigen?

Die Holländer und Brabander, deren Sprache nur eine verschiedene Mundart von der unserigen ist, und eben so wenig als die unserige von der römischen abstammet, haben unsern Druck verlassen, und den römischen angenommen. Hatten sie nicht dieselbigen Bewegungsgründe, die wir haben können, die eckigten Buchstaben beizubehalten; oder haben wir vielmehr nicht dieselbigen Bewegursachen, die sie gehabt haben, dem feinern Geschmacke beizutreten, und die runden Buchstaben in unsern Druckereien einzuführen? Werden wir allein unter allen aufgeklärten Völkern uns durch die übelgestalteten eckigen Buchstaben auszeichnen, und die Buchdruckerkunst, deren Erfindung wir uns rühmen, in ihrer ersten Unvollkommenheit lassen?

je

je mehr wir uns beeifern, die übrigen schönen Künste empor zu bringen, und den guten Geschmack auszubreiten, desto weniger wäre uns ja zu verzeihen, wenn die besten Schriftsteller Deutschlands noch länger im gothischen Gewande bei der gelehrten Welt auftreten müsten.

So lang die deutschen Gelehrten sich an die lateinische Sprache, und folglich an den römischen Druck hielten, so lang konnte man ihnen auf dieser Seite nichts zur Last legen, und der Vorwurf des gothischen Geschmackes fiel blos auf den unwissenden Pöbel. Seitdem aber unsere besten Schriftsteller ihre Muttersprache mit dem glücklichsten Erfolge zu bilden angefangen haben, seitdem sie ihre Werke in deutscher Sprache abfassen, und in deutschem oder vielmehr in gothischem Drucke an das Licht stellen, kann man sie nicht mehr entschuldigen, und der Vorwurf fält auf sie selbst zurück.

Dieses

Dieses haben diejenigen gar wohl eingesehen, welche in unserm Jahrhunderte mehrere deutsche Werke mit römischen Buchstaben auflegen liesen. Gesners Gedichte, Ramlers lyrische Blumenlese, Denissens Ossian, Blums Idyllen und a. m. sind in schönen, wohlgestalteten, runden Buchstaben erschienen. Allein die deutschen Buchdrucker, welche nicht sowohl von den Gelehrten Gesetze anzunehmen, als ihnen Gesetze vorzuschreiben gewöhnt sind, die Buchdrucker, welche mehr auf ihren Nutzen, als auf die Ehre des Vaterlandes oder ihren eigenen Ruhm sehen, und denen die Verfeinerung der Kunst vielweniger anliegt, als die Versilberung ihrer Werke, haben sich mit aller Macht widersetzet. Die Furcht, eine ungeheure Menge eckiger Schriften als unbrauchbares Zeug dem Schmelztiegel zu opfern, machte mehr Eindruck auf dieselben als die einleuchtendsten Bewegungsgründe.

Sie

Sie riefen die Vorurtheile, welchen der gemeine Haufen allzeit beistimmet, zu Hilfe, und stellten vor, daß man der deutschen Nation ihre Buchstaben nehmen, und fremde aufdringen wolle. Neugierige Witzlinge, sagten sie, suchen den vaterländischen Geschmack zu vertilgen, und den französischen, so wie in der Kleidung, in dem Haarputze, und den gesellschaftlichen Gebräuchen, also auch in der Schreibart, in dem Drucke und endlich in den Buchstaben selbst einzuführen. Nur Schade, daß sie unsere Gesichtszüge nicht auch nach französischer Art bilden, und unsere ganze Gestalt umgiesen können. Schade, daß sie nicht alle Deutsche in Franzosen verwandeln können! Aber auch hierin haben sie einen ziemlich glücklichen Fortgang gehabt. Bald werden wir uns des deutschen Ursprungs schämen, und alles, was uns als Deutsche auszeichnen könnte, ablegen,

verläugnen. Diese Vorwürfe machten die Nation aufmerksam; ein jeder wollte für die Ehre seines Vaterlandes fechten: kurz, man verwarf eine Abänderung, welche zur Aufnahme der Künste und Verfeinerung des Geschmackes beitragen sollte.

Wenn Deutschland sich schmeicheln könnte, besondere Züge, die ihm eigen sind, besondere Buchstaben, die ihm ursprünglich zugehören, zu besitzen, so würde ich der Erste seyn, die Vorzüge meines Vatterlandes zu behaupten, und seine Rechte zu vertheidigen; ich würde der Erste seyn, die deutsche Urschriften mit allem Fleisse vorzusuchen, und die Denkmäler, auf welchen sie eingegraben sind, mit jener Genauigkeit und Richtigkeit abzubilden, mit welcher die ersten Inschriften der Phönizier, der Egyptier oder der Etrusker abgebildet worden sind. Allein unsere Väter waren begieriger

riger, grosse Thaten auszuüben, als dieselben auf Steine oder Erz einzuschneiden.

Keine alte deutsche Denkmäler finden sich vor den Zeiten der Römer, und die in spätern Zeiten errichtet worden sind, stellen uns zwo Gattungen von Schriften vor, deren weder die eine noch die andere deutsch ist. Die eine nämlich ist gothisch, und die andere lateinisch, oder besser zu sagen, beide sind lateinisch, blos mit dem Unterschiede, daß diese nach dem guten Geschmacke des mittlern Zeitalters gebildet ist. Ein Blick, den wir von den Buchstaben auf die Sprache werfen, macht uns vielleicht den Unterschied begreiflicher. Wie sehr ist ein im reinen und feinen Geschmacke des goldnen Zeitalters der Römer geschriebenes Werk von einem andern, welches in folgenden Zeiten verfasset worden ist, unterschieden! es ist jedoch eine und dieselbige Sprache. In

dem einen Werke aber erscheint sie in ihrer vollkommenen Reinigkeit, auf eine so einfache als edle, gründliche, liebreiche, anmuthige und reitzende Art ausgeschmücket. In dem andern hingegen ist sie durch gezwungene, geschwüllstige und übertriebene Ausdrücke, Wendungen und Redensarten so verdrehet, verdunkelt und verunstaltet, daß sie dem vernünftigen Leser oft Eckel und Abscheu einflöset.

Auf eine ganz ähnliche Art ist die runde und eckige Schrift eine und dieselbige Schrift: die eine ist aber einfach und wohlgestaltet; die andere durch ihre Krümmungen verdorben und verunstaltet. Dies sind also die zwo Vorschriften, aus welchen wir eine zu wählen haben. Wer wird wohl die gothische Abschrift dem römischen Urbilde vorziehen? Dieses thun diejenigen, welche die eckige Buchstaben den runden vorziehen. Es ist keine Frage, ob

wir

wir unsere eigenen Buchstaben verlassen, und fremde annehmen sollen, sondern gleichwie die gothischen Buchstaben nichts anders sind, als lateinische Züge, so wie sie nämlich in den Zeiten der Unwissenheit und des verdorbenen Geschmackes gebildet wurden, so gehet auch die ganze Frage dahin: ob wir die runden, das ist, die schönen und wohlgestalteten römischen Buchstaben, oder die eckigen, das ist die schlechten und übelgestalteten römischen Buchstaben gebrauchen wollen.

Es ist ein irriger Wahn, wenn man glaubt, daß die runden Buchstaben mehr lateinisch als die eckigen, oder die eckigen mehr deutsch als die runden sind. Ein jeder, der ein wenig in der Geschichte der Künste bewandert ist, dem kann nicht unbekannt seyn, daß die gothischen Buchstaben nach lateinischen Handschriften und nicht nach deutschen abgebildet worden sind, und

daß ursprünglich der lateinische und deutsche, der italiänische und engländische, der französische und holländische Druck vollkommen derselbige war.

Auch sehen wir, daß bis nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die runden und eckigen Buchstaben in allen Sprachen willkührlich gebraucht wurden; und wenn endlich die runden bei den meisten Völkern den Vorzug erhalten haben, so geschah es aus keiner andern Ursache, als weil ihre Gestalt einfacher, niedlicher und angenehmer war. Und eben dies ist auch die Ursache, warum sie bei uns eingeführt zu werden verdienen.

Man nehme runde und eckige Buchstaben, und halte sie gegen einander, z. B. e, e, i, i, b, b, c, c, d, d, l, l, m, m, n, n, o, o, u. s. w. Kann wohl der gemeinschaftliche Ursprung

und

und die Aehnlichkeit beider Gattungen Buchstaben geläugnet werden? Ich sage mehr, ein jeder muß erkennen, daß der deutsche Druck der lateinischen Schrift ähnlicher ist als der deutschen. Das e z. B. kömmt mit dem lateinischen e vollkommen überein, ist aber von dem deutschen e ganz verschieden; so hat auch das r, das t, das m, n, p, u. s. w. mehr Aehnlichkeit mit den lateinischen als deutschen Handschriften.

Ich will jedoch hiedurch nicht zu verstehen geben, daß zwischen der lateinischen und deutschen Handschrift ein wesentlicher Unterschied sey. Ich behalte mir vor, diesen Gegenstand in dem folgenden Theile gegenwärtiger Abhandlung genauer zu untersuchen und näher zu bestimmen. Hier habe ich nur darthun wollen, daß der deutsche Druck unstreitig von den lateinischen Handschriften herrühre, und folglich von dem lateinischen

Drucke nicht unterschieden sey, noch mit Grunde von demselben unterschieden werden könne.

So klar die Sache in sich ist, so schwer ist es, die Vorurtheile, welche dagegen streiten, auszurotten. Schon längst hatten mehrere deutsche Schriftsteller den Misbrauch der eckigen Buchstaben erkannt, und daher sich Mühe gegeben, die runden einzuführen. Allein sie haben unüberwindliche Hindernisse angetroffen, und werden sie so lange antreffen, als die Stimme des Eigennutzes und der Gewinnsucht mehr Gehör, als die Stimme der Gelehrsamkeit und des guten Geschmackes finden wird.

Einzelne Gelehrten haben weder das Ansehen noch die Gewalt, welche erfordert wird, eine so wichtige Abänderung zu bewerkstelligen. Aber gelehrte Gesellschaften, hohe Schulen, öffent=

fentliche Lehrer, welche von der Willkühr und dem Eigensinne der Buchdrucker unabhängig sind; grosse Fürsten, die einen so mächtigen Einfluß in die Verfeinerung des Geschmackes und die Beförderung der Künste haben, besonders aber jene zur Bildung der Muttersprache und Aufklärung des Vaterlandes vorzüglich gestiftete Verbrüderungen, deren Hauptgegenstand ist, die vaterländische Mundart zu reinigen, zu verbessern, zu verschönern, die Misbräuche, welche sie verunstalten, zu vertilgen, die nützlichen Versuche zu unterstützen, den keimenden Geschmack zu befördern, und sein Wachsthum auf alle Art zu betreiben; diese, sage ich, diese sollen sich zur ersten Pflicht rechnen, die Vorurtheile, welche der Aufnahme unserer Muttersprache entgegengesetzt sind, zu bekämpfen, zu besiegen, und weil der Anfang billig mit jenen Abänderungen, welche die Buchstaben betreffen, zu machen ist, so wird es dem End-

zwecke ihrer Stiftung und ihren gemeinnützigen Absichten angemessen seyn, wenn sie durch ein besonderes Gesetz die Buchstaben von ihren gesellschaftlichen Werken ausschliessen.

Die Kurpfälzische gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften ist uns hierinn mit ihrem Beispiele vorgegangen, und hat ausdrücklich verordnet, daß die deutschen Urkunden, Denkschriften und übrigen deutschen Aufsätze, welche in ihren Abhandlungen eingerücket werden, mit römischen Buchstaben gedruckt werden sollen. Dieses und mehrere andere Beispiele, welche ich anführen könnte, sollen uns um so eher zur Entschliessung bewegen, den römischen Druck in unsern gesellschaftlichen Werken einzuführen, als die vielfältigen Versuche, welche in Sachsen, Preussen, Oesterreich und in der Schweiz angestellet worden, überzeugende Beweise sind, daß jenes Vorurtheil, welches

für

für die eckigen Buchstaben stritt, und anfänglich allgemein war, sehr geschwächet ist, und daß Deutschland nicht entfernt ist, die runden Buchstaben anzunehmen. Es war dem weisen und grossen Fürsten der so viele und den Künsten so günstige Verfügungen in der Pfalz getroffen hat, der alle Fache der Wissenschaften theils eingeführt, theils verbessert und gemeinnütziger gemacht hat, der die Sternkunde, die Naturlehre, die Reichs- und Kirchengeschichte, die Kenntniß der Kräuter, die Wundarznei und Zergliederung der Körper durch kostbare Stiftungen verherrlichet, der so vortreffliche und schätzbare Sammlungen von Büchern, Münzen, Handschriften, Zeichnungen, natürlichen und künstlichen Seltenheiten, alten und neuen Kunststücken, mit einem Worte von allem, was zur Bildung seiner Unterhanen und Aufklärung seines Volkes beitragen konnte, mit königlichem Aufwande angeschaffet, und dem öffentlichen Gebrauche gewidmet

met hat; es war, sage ich, diesem Vater der Künste und Wissenschaften vorbehalten, den gothischen Geschmack aus der edlen Pfalz zu verbannen, und nicht allein die gothischen Buchstaben, sondern alles dasjenige, was aus dem verdorbenen Geschmacke der Gothen geflossen ist, auszurotten, und hingegen alles dasjenige anzupflanzen, was den griechischen und römischen Geschmack in unsere Sprache übersetzen, und dieselbe rein, fliessend, anmuthig, wohlkingend, angenehm, nachdrücklich und erhaben machen konnte.

Die deutsche gelehrte Gesellschaft, welche er zu diesem Ende gestiftet hat, wird die weisen Absichten ihres Durchleuchtigsten Stifters, die heissen Wünsche des Vaterlandes, und die Erwartung aller Gelehrten, welche den Früchten einer so nützlichen und preiswürdigen Stiftung mit innigem Verlangen entgegen sahen,

sie

sie wird endlich ihre heiligste Pflicht erfüllen, wenn sie in ihren Denkschriften mit der Gestalt der römischen Buchstaben die Feinigkeit des römischen Ausdruckes, den Wohlklang, die Lieblichkeit, die edle Stärke und die genaue Richtigkeit des römischen Geschmackes verbinden wird.

Allein die deutsche Sprache, wird man hier einwenden, ist keine hergeleitete Sprache, wie die italienische, französische, spanische oder portugiesische, welche alle von der römischen abstammen, und aus dieser Ursache billig die römischen Buchstaben und den römischen Druck beibehalten.

Unsere deutsche Sprache ist eine sogenannte Muttersprache, eine Ursprache, welche eben so wenig von der römischen als diese von der egyptischen oder arabischen abhängt.

Die

Die gothische und deutsche Sprache hingegen haben mit der dänischen, schwedischen, finländischen und isländischen einen gemeinschaftlichen Ursprung. Gleichwie sich aber die erstern mit gutem Fuge die römischen Züge zueignen, also können die letztern, ohne ihren Ursprung zu läugnen, die gothischen Buchstaben nicht verwerfen, und folgsam den gothischen Druck nicht ablegen.

Alles dieses gründet sich auf einen falschen Satz. Die Buchstaben, welche wir gothisch nennen, sind weder deutsch, noch gothisch, sondern es sind wahre lateinische Buchstaben, nicht zwar in ihrer ersten schönen Gestalt, sondern wie schon öfters gesagt worden, in der Gestalt, welche sie in dem mittlern Zeitalter, besonders gegen das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert angenommen hatten. Man nennet sie gothisch; allein diejenigen irren sehr,

welche

welche glauben, daß alles, was wir gothisch nennen, von den Gothen herrühre. Die Bedeutung dieses Wortes ist sehr dunkel und unbestimmt.

Viele Vorurtheile, und besonders diejenigen, welche den deutschen Druck betreffen, sind blos aus einem Mißverstande oder falschen Begriffe des Wortes gothisch entsprungen.

Man sagt: ein gothisches Gemäld, ein gothisches Gebäud, eine gothische Kirche; man sagt: gothische Sitten, gothische Gesetze, gothischer Geschmack, gothische Gestalt, gothische Kleidung; man sagt endlich: gothische Schreibart, gothische Schrift, gothische Buchstaben, gothischer Druck u. s. w. Der gemeine Mann, der Halbgelehrte, und selbst die Gelehrten, welche in der Geschichte der Künste nicht genug bewandert sind, bilden sich ein, daß alle

alle die Kirchen, Gemälde und Gebäude, alle die albernen Gesetze, Gebräuche, Kleidungen u. s. w. welche man gothisch nennet, in der That von den Gothen oder ihren Nachkömmlingen herkommen; so glaubt man, so spricht man. Allein wie wär' es, wenn nicht eine einzige der Kirchen, welche bei uns als gothisch angesehen werden, wenn nicht ein einziges von allen Denkmälern, welche wir für gothische Werke halten, von den Gothen herrührten, noch von gothischen Künstlern verfertiget worden wären? So oft ich sage, ein phönizisches, ein egyptisches, ein etruskisches Denkmal, so versteht es sich von selbst, daß die Rede von einem Werke ist, welches die Phönizier, die Egypter, oder die Etrusker verfertiget haben. Eben so ist es auch, wenn ich von einem chinesischen, persischen oder arabischen Denkmale spreche. Mit den gothischen Werken aber hat es eine ganz

andere Bewandnis. Ein Gebäud, das Karl der Grosse oder Ludwig der Fromme aufgeführet hat, nenne ich ein gothisches Gebäud, obwohl weder Ludwig, noch Karl Gothen waren, noch von gothischem Blute abstammten. Ein Gebäud, welches Justinian, der die Gothen auf das Haupt schlug, und aus Italien vertilgte, auf den Trümmern des gothischen Reiches erhoben hat, wird selbst unter die gothischen Werke gerechnet. Ich sage mehr, alle Denkmäler, welche von Justinians Zeiten an auf griechischem Boden und von griechischen Künstlern verfertiget worden sind, werde in die Reihe der gothischen Alterthümer gesetzet.

Auf eben dieselbige Art werden alle Kirchen, Grabmäler u. a. d. welche zu Rom und in den übrigen Theilen Italiens von Pabst Silvester an, bis auf Leo den zehnten errichtet

worden sind, unter die gothischen Ueberbleibsel gezählet. Was können, was sollen wir hieraus schliessen? nichts anders, als daß durch gothische Werke nicht die Werke eines besonderen Volkes verstanden werden. Die Heruler, Vandalen, Alanen, Hunnen, Longobarden, Normänner, Franken, Angelsachsen, Allemannen, Sueven, Burgunder hatten eben so viel und mehr Antheil an den gothischen Werken, als die Gothen selbst.

Es ist kein Land, keine alte Stadt in Frankreich, in Italien, Spanien, England und Deutschland, wo nicht alte Gebäude und Denkmäler sind, denen der Namen gothisch beigeleget wird. Wie ist demnach das Wort gothisch zu verstehen? Es heißt nämlich bei allen aufgeklärten Völkern eben so viel, als schlecht, rauh, grob, ungestaltet, barbarisch. Aus dieser Ursache werden alle Werke der Römer

mer und Griechen, welche nach dem Verfalle der schönen Künste verfertiget worden sind, unter die gothischen Werke gesetzet.

Der gothische Geschmack nimmt in der Geschichte der Künste einen Raum von beinahe tausend Jahren ein, nicht weil die Gothen so lang geherrschet haben, sondern weil der Verfall der Künste so lang angehalten hat. In Welschland, wo der Hauptwohnsitz der Ostgothen war, wurde ihre Herrschaft schon in dem sechsten Jahrhunderte zerstöret, nachdem sie in allem keine sechszig Jahre gedauert hatte. Die Longobarden traten in ihre Stelle ein; aber auch diese wurden schon im achten Jahrhunderte von den Franzosen unterdrückt, und erst im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte wurde die grosse Menge Kirchen erbauet, welche wir gemeiniglich gothisch nennen. In den südlichen Theilen Frankreichs,

besonders aber in Spanien, erhielten sich die Westgothen länger, und behaupteten ihre Besitzungen mit mehrerem Glücke, bis endlich Ferdinand der grosse, König von Kastilien, in dem eilften Jahrhanderte dem ostgothischen Reiche ein End gemacht, und dasselbige dem Kastilischen einverleibet hat. In das Herz von Gallien, und noch viel weniger bis an den Rheinstrom, den Necker und den Mayn waren die Gothen niemals eingedrungen. Wenn wir also ihre Nachkömmlinge suchen wolten, müsten wir sie nicht in Deutschland, sondern in Spanien, Welschland und in den südlichen Theilen Frankreichs suchen. Diejenigen thun uns daher Unrecht, welche uns als Abstämmlinge der Gothen betrachten, wir selbst aber thun uns doppelt Unrecht, wenn wir den gothischen Geschmack, die gothische Schreibart, oder auch nur die gothischen Buchstaben für deutsch erkennen, annehmen, oder gar als

ein

ein Erbtheil, welches uns von unseren Vätern zugeflossen ist, behaupten, und gegen die aufgeklärten Völker, welche sie verwerfen, beschützen und vertheidigen.

Ich untersuche hier nicht, ob es gegründet war oder nicht, eine so verächtliche und schimpfliche Bedeutung mit dem Worte gotisch zu verbinden. Ich bin weit entfernet, den Gebrauch oder vielmehr den Misbrauch desselben zu billigen, und zu behaupten, daß die Gothen ein so dummes, albernes und ungeschliffenes Volk gewesen seyen, wie man es sich gemeiniglich vorstellet. Ich bin im Gegentheile überzeuget, daß unter allen nordischen Völkern keines den Künsten geneigter und günstiger war, als die Gothen, und keines weniger verdienet habe, daß sein Namen auf eine so schändliche Art herabgewürdiget werde. Der König Theodorik hat mehr als viele römische

Kaiser für die Wissenschaften gethan, und hat alles angewendet, um die öffentliche Gebäude und übrigen Denkmäler theils zu erhalten, theils zu erneuern und auszubessern. Indessen hat ein durch lange Jahre befestigter Misbrauch die Bedeutung des Wortes gothisch bestimmet, und nicht allein bei den Unwissenden, sondern auch bei den Gelehrten selbst eingeführet.

Boileau nannte Ronsardens Gedichte gothische Gedichte, und wo ein albernes Gedicht, ein geschmackloser, rauher, ungeschliffener Aufsatz einem gelehrten Franzosen oder Italiener in die Hände fällt, nennen sie es eine gothische Erzeugung.

Wir selbst, nennen wir nicht gothisches Zeug alles dasjenige, was auf eine ungereimte oder lächerliche Art gebildet ist? Das Wort

gothisch scheinet nunmehr besonders gewidmet zu seyn, diejenigen Werke anzuzeigen, welche nicht verhältnißmässig, nicht nach den wahren Grundsätzen der Kunst gestaltet sind, oder welche von dem guten Geschmacke, von der einfachen, schönen Natur abweichen.

Bei Erneuerung der Wissenschaften und schönen Künste, als die Kunstrichter das Gute von dem Mittelmäsigen das Vollkommene von dem Unvollkommenen abzusondern, die Urbilder, die ächten Muster des alten Geschmackes aus dem Wuste so vieler barbarischen und elenden Arbeiten hervorzuziehen, und nach denselben die Regeln der Kunst festzusetzen suchten, wurden die Werke von Geschmacke in zwei Zeitalter eingetheilet, in das römische und das gothische: das erste wurde in dem engen Zeitraum eingeschränkt, welcher die blühenden Jahre des aufgeklärten und glücklichen Roms

in sich begreift. Sein Umfang bestimmet die Gränzen des ächten, des reinen Geschmackes. Das andere nahm seinen Ursprung und seine Benennung von den nordischen Völkern her, welche unter dem Namen der Gothen verstanden wurden, und den Fall des Reiches und der Künste veranlasset hatten. Dies war das Zeitalter der Barbarei und der Unwissenheit.

Die Absicht bei der Eintheilung war, die Zöglinge der Wissenschaften und der Künste durch die Abbildung und Nachahmung der besten Meisterstücke auf die edle Einfalt der Alten, auf die schöne Natur zurückzuführen, und von den Ausschweifungen der unwissenden und barbarischen Zeiten abzuhalten.

Denn von dem Sturze des Reiches und der Künste an bis auf das fünfzehnte Jahrhundert, in welchem die Wissenschaften mit

dem

dem guten Geschmacke wieder aufzuleben anfiengen, war das Einfache, das Schöne der Griechen und der Römer nicht mehr anzutreffen.

Alle Erzeugungen, welche in diesem ungeheuern Zeitlaufe erschienen, tragen die Merkmale des verdorbenen Geschmackes, die Kennzeichen der Vorurtheile, der Unwissenheit, der Barbarei.

Man würde jedoch die Künstler des gothischen Zeitalters nicht nach der Billigkeit behandeln, und sie nicht nach ihrem Verdienste beurtheilen, wenn man ihnen alles Lob entziehen, oder alle Kenntnisse und Geschicklichkeit absprechen wollte. Es gibt gothische Werke, welche so sorgfältig, so künstlich, ja mit einer besondern Leichtigkeit und erstaunenswürdigen Kühnheit gebauet sind, daß weder

die Neuen noch die Alten selbst ihnen hierinn beikommen. Aus dieser Ursache unterscheidet man zwo Gattungen gothischer Werke: die erste besteht aus rauhen, groben, ungeschliffenen Arbeiten, so wie man sie von wilden, ungesitteten Völkern, dergleichen die Gothen, Vandalen und Hunnen waren, erwarten konnte.

Eines der merkwürdigsten dieser Gattung ist der vordere Theil der Kirche des heiligen Germans an der Wise (Saint Germain des prés) welche Childebert, Klodoveens Sohn, im sechsten Jahrhunderte gestiftet hat. Allein die Bauart ist so schlecht, so schwer und so plumb, daß wir den Verlust der Gebäude von derselbigen Art, welche die Zeit verschlungen hat, vielmehr als einen Vortheil und Nutzen, als einen Verlust für die Künste ansehen sollen. Die zweite Gattung enthält die gothischen Werke, welche mit grösserm Fleisse, mehrerer

Feinig-

Feinigkeit, und oft mit übertriebener Kunst verfertiget worden sind. Zu dieser Gattung gehören so viele herrliche Kirchen des zwölften, dreizehnten nud vierzehnten Jahrhunderts, in welchen die Baukundigen schöne, vortrefliche, bewunderungswürdige Theile niemal aber den Zusammenhang, die vollkommene Uebereinstimmung aller Theile, welche das Einfache, das Unnachahmliche der griechischen und römischen Gebäude ausmachen, finden.

Die erste, das ist, die wilde, rauhe, unförmliche Bauart, welche unmittelbar auf den Verfall der Künste folgte, und von welcher wir in dem fünften, sechsten, siebenten und den folgenden Jahrhunderten häufige Spuren antreffen, kam unstreitig von den nordischen Völkern her, als welche eben so wenig, als die heutigen Tartarn, einigen Begriff von den schönen Künsten hatten. Die zweite,

das

das ist, die verbesserte und feinere Bauart des mittlern Zeitalters hat nichts als den Namen von den Gothen, und kommt eigentlich von den Arabern und Sarazenen her, von welchen die Zierrathen dieser Gebäude noch heut zu Tage Arabeske genennet werden.

Die Araber nemlich, welche die griechischen Alterthümer vor Augen hatten, suchten, wie es bei denjenigen, welchen es an reinem Geschmacke fehlet, zu gehen pflegt, ihre Meister, die Griechen, an Feinigkeit und Zierlichkeit zu übertreffen. Sie übertrafen sie auch wirklich, aufs wenigste in ihrem Sinne und nach dem Urtheile ihrer Zeitgenossen, welche den Werth des Einfachen nicht erkannten: gleich jenen Gelehrten, welche die mit übertriebenem Witze geschriebenen oder mit überflüssigen Zierlichkeiten ausgeschmückten Werke den unsterblichen Werken eines Homers, Virgils oder Ciceros vorgezogen haben.

Allein

Allein dies konnte ohne besonderen Nachtheil des guten Geschmackes nicht geschehen. Denn man entfernte sich mehr und mehr von dem Einfachen und dem wahren Schönen der Natur, welche allezeit das erste Muster, nach welchem die Griechen ihre Werke bildeten, gewesen war. Eine übermässige Kunst wurde die Triebfeder aller Bemühungen der Künstler und der Hauptendzweck ihrer größten Unternehmungen. Vom eiteln Schimmer des Flittergoldes verblendet verliesen sie die reichen Quellen des reinsten Goldes; sie jagten dem Scheine, dem leeren Schatten des Schönen nach, und vernachlässigten das Wesentliche, das einfache Schöne, ohne welches die Kunst der Natur widerspricht, und nach aller angewendeten Mühe, nach Erschöpfung aller ihrer Kräfte nichts als Misgeburten zur Welt bringt. Die erhitzte Einbildungskraft geschmackloser Künstler

ler verwickelt sich freywillig in tausend Schwierigkeiten, um die Ehre zu haben, dieselben zu übersteigen, und durch ein ausserordentliches Unternehmen sich einen Ruhm zu erwerben, gleich jenen Tonkünstlern, welche das Anmuthige, das Liebreiche ihrer Kunst auf die Seite setzen, und mit wahnsichtiger Begeisterung durch regellose Ausschweifungen, welche das Ohr und das Herz ohne Empfindung lassen, sich auszuzeichnen suchen.

Glückselig die Künstler, welche die getreue Führerin der Griechen und der Römer, die schöne Natur niemal verlassen! Diejenigen, von welchen wir hier sprechen, verliesen sie alle, und übergaben sich der Leitung einer mit vielem Reitze ausgezierten Buhlerin, welche sie von dem einfachen Wege der Natur auf blumenreiche Nebenwege zog, und durch viele

Krüm=

Krümmungen endlich in einen Irrgarten versetzte, in welchem sie bald steile Felsen oder über die Wolken hervorragende Thürme bestiegen, bald ganze Berge mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit durchborten und fein wie Spinnengewebe durchsichtig ausarbeiteten, oder ganze Marmorgruben in Laubwerke, Rosen, Kugeln, Spitzen und Bildnisse verwandelten; bald kühne und in der Luft schwebende Gewölber sprengten, oder ungeheure Gebäude auf leichten Pfeilern und dünnen Säulen in eine unermeßliche Höhe führten. Das Strasburger Münster, die Domkirchen von Siena, Mailand, Reims, Amiens, Burges, Metz, Mainz, Kölln und so viele andere herrliche Gotteshäuser, welche zum Theile schon vor den Kreuzzügen, größten Theils aber nach denselben in allen christlichen Staaten häufig erbauet worden sind, waren, und sind noch als

bewun-

bewunderungswürdige Werke zu betrachten. Der menschliche Witz hatte allen seine Kräfte aufgeboten, um in denselbigen alles zu vereinigen, was Geschicklichkeit menschlicher Hände erfinden oder nachahmen konnte. Heldenmüthige Geduld und königlicher Aufwand wurden dazu erfordert. Mitten aber in dem künstlichen Gewebe unendlicher Verzierungen bemerkte man, daß die Uebereinstimmung der Theile unter sich und mit dem Ganzen nicht so begnügend, als in den griechischen und römischen Gebäuden war. Das scharfe Aug des Kenners entdeckte bis in den feinsten Theilen viel unvollkommenes, schiefes und fehlerhaftes, ja oft viel ungereimtes und lächerliches, bis man endlich erkannte, daß die ganze Bauart auf falschen Grundsätzen gegründet war. Woher waren aber diese falschen Grundsätze geflossen? Was war eigentlich die Urquelle des Uebels?

nichts

nichts anders, als weil man sich von dem einfachen Gange der Natur entfernet hat. Diesem suchte man sich bei Erneuerung der Künste wieder zu nähern, und nach dem Beispiele der Griechen und der Römer die schöne Natur zum ersten Vorbilde und Muster anzunehmen. Alles was von dem Einfachen der Alten, oder vielmehr dem Einfachen der Natur abwich; alles, was nicht mit diesem untrüglichen Stempel des ächten Geschmackes bezeichnet war, wurde als gothische und barbarische Erzeugung verworfen, es möchte von Griechen, Arabern, Gothen, Römern, Spaniern, Franzosen, Engländern oder Deutschen verfertiget worden seyn.

In keinem andern Verstande müssen die gothischen Buchstaben oder der gothische Druck genommen werden, welche die Geschichte der Künste, und besonders der Buchdruckerkunst, auch nur mit einem flüchtigen Blicke überse-

ßen haben. Gothischer Druck, gothische Buchstaben heißt eben so viel, als schlechter Druck, übelgestaltete Buchstaben. Es verstehet sich von selbst, daß die Gestalt der Buchstaben nicht gleich bei Erfinduug der Buchdruckerei so niedlich, so vollkommen war, als sie es bei unsern Zeiten geworden ist; die Buchdruckerkunst mußte, wie alle neue Erfindungen, stufenweis verfeinert werden, und ist vielen Abänderungen unterworfen gewesen, ehe sie zur Vollkommenheit gelanget ist. Anfänglich waren alle Buchstaben eckig, und die runden waren gänzlich unbekannt, wie sich ein jeder durch die ersten gedruckten Werke leicht überzeugen kann. Nach und nach wurden verschiedene Versuche angestellt, und nach Mase, daß die Versuche gut oder schlecht ausfielen, waren die Buchstaben besser oder schlechter gestaltet. Viele suchten die krummen Züge durch neue

Krüm-

Krümmungen noch zierlicher zu machen, verunstalteten sie aber mehr und mehr. Daher entstunden die gothischen und halbgothischen Buchstaben, nachdem sie mehr oder weniger verzogen und gekrümmet waren.

Andere beflissen sich hingegen, die Krümmungen auszuschleifen, und den Buchstaben mehr Rundung zu geben. Ueber hundert Jahre schwebte die Buchdruckerei im Ungewissen, im Dunkeln, bis endlich die aufgeklärtesten Völker selbiger Zeit eine Gattung Buchstaben annahmen, welche sie römisch nannten, weil sie des ersten römischen Zeitalters würdig gefunden wurden, oder weil sie dem einfachen Geschmacke der Römer ähnlicher waren. Die andern hingegen, welche mehr gekrümmet und gebogen waren, wurden als ungestaltete gothische oder barbarische Züge verworfen.

Die deutschen und nordischen Völker, bey welchen der feine Geschmack noch nicht so ausgebreitet war, nahmen an dieser Abänderung keinen Antheil, entweder weil ihnen das Einfache der runden Buchstaben misfiel, und das gekünstelte der eckigen etwas mehr reizendes für sich hatte, oder weil der Unterschied in ihren Augen nicht wichtig genug war, um eine Abänderung vorzunehmen. Sie begriffen nemlich nicht, daß, so bald die Rede vom Geschmacke ist, nichts gering nichts gleichgültig sey, und der kleinste Fehler bedenkliche Folgen haben, oder zu Misbräuchen, zu allgemeinen Vorurtheilen Anlaß geben könne. Was geschah? die Verachtung, welche man für die eckigen Buchstaben hatte, fiel bald auf uns Deutsche zurück, und die Ausländer nannten sie nicht mehr gothische, sondern deutsche Buchstaben, als wenn deutsch, gothisch oder barbarisch eins gewesen wäre.

Die

Der blühende Zustand der Künste und Wissenschaften in Deutschland, die Verfeinerung der deutschen Sprache, die vortreflichen Werke, welche täglich in derselben erscheinen, das Ansehen, welches sich die deutschen Schriftsteller bei den Ausländern erwerben, der warme und wohlthätige Eifer, mit welchem die deutschen Fürsten die Aufklärung ihrer Völker befördern, und die Ausbreitung der menschlichen Kenntnisse unterstützen, alles dieses sind günstige Vorboten, daß der gothische Geschmack bald eben so weit von dem deutschen Geschmacke entfernt seyn wird, als er von dem römischen und griechischen entfernt ist. Es ist folglich Zeit, daß wir unsern Buchstaben die gothische Hülle abziehen, und den Druck der übrigen aufgeklärten Völker Europens annehmen.

Es ist unbegreiflich, wie die Buchdruckerkunst bei uns so lang in ihrer ersten Unvollkommenheit, und so zu sagen, in ihrer Kindheit verblieben ist. Ein Deutscher hat die Buchdruckerkunst erfunden; zwei deutsche, Johann und Wendeling von Speier, haben die erfundene Kunst verfeinert, und die runden Buchstaben zu Venedig am ersten eingeführet. Wir waren demnach mehr als alle übrige berechtiget, uns die runden Buchstaben zuzueignen, und wenn unsere Väter ihr Recht nicht benutzet haben, so müssen wir es der unglückseligen Lage, in welcher damals die Gelehrsamkeit in Deutschland war, allein zuschreiben. Die Umstände sind nun aber geändert, und wir haben den glücklichen Zeitpunkt erreichet, wo sich alles bei uns dem reinen, ächten Geschmacke mehr und mehr nähert, und sich von Tag zu Tage ein helleres Licht über die Kün

ste

ste und Wissenschaften ausbreitet. Es ist der wahre Augenblick, den gothischen Geschmack ganz zu unterdrücken, und dem uns so nachtheiligen Vorurtheile, daß Deutsch und Gothisch eins sey, ein Ende zu machen.

Allein alle Auflagen guter deutscher Schriftsteller, wird man hier einwenden, alle unsere bisherige deutsche Bücher würden unbrauchbar werden, würden verloren seyn. Ein Einwurf, der billig einige Rücksicht verdienet. In Frankreich, in England, in Italien, Spanien und Portugall hatte man denselbigen Einwurf gemacht. Alle gelehrte Werke, besonders alle Schulbücher waren bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit gothischen Buchstaben gedruckt worden, und mußten folgsam alle unbrauchbar werden. Haben sich aber die Italiener oder die Franzosen dadurch auf-

halten lassen? nein; sie haben alle Schwierigkeiten überwunden: warum sollen wir sie nicht überwinden können? und wer weis, ob Deutschland nicht mehr Nutzen davon zu hoffen, als Schaden zu fürchten habe? was alle gelehrte Beurtheilungen, alle Wünsche der besten Schriftrichter nicht haben zu Stande bringen können, würde durch diese Abänderung auf eine so leichte als fügliche Art vollzogen werden. Die guten Werke würden in schöner neuer Gestalt auftreten; alles unnütze und elende Zeug würde mit dem gothischen Geschmacke unterdrückt werden. Könnte wohl dem gelehrten Deutschland ein grösserer Vortheil verschaft werden? man höret täglich von allen Seiten über den greulichen Wust elender und schlechter Werke klagen, mit welchen sich unsere Büchersammlungen häufen. Wäre dieses nicht eine erwünschte Gelegenheit unter den

deut-

deutschen Schriftstellern eine gute Auswahl zu treffen, und nur diejenigen, welche unserem Vaterlande zur Zierde, und der Nachkommenschaft zum Muster dienen können, mit neuen Buchstaben, auf schönem Papier, in niedlicher Grösse an das Licht zu stellen, alle übrige aber in die Nacht der Vergessenheit zu versenken. Die Ausführung eines so nützlichen und wichtigen Unternehmens würde tausend Quellen, welche den üblen Geschmack bisher unterhalten haben, auf einmal stopfen, und eine reiche unerschöpfliche Quelle eröffnen, woraus den wißbegierigen Zöglingen nichts als reine, und gesunde Nahrungssäfte zuflieſsen würden.

Es würde eines der schönsten und herrlichsten Denkmäler seyn, welche zur Ehre Deutschlands, zur Aufnahme der Künste und

Wissenschaften, zur Ausbreitung und Erhaltung des guten Geschmacks errichtet werden können.



Von dem
Ursprunge
der
deutschen Buchstaben.

Von

Herrn Prälat Häfelin.



Wenn meine Vorlesung über den gothischen Druck keine andere Wirkung gehabt hätte, als die vorzügliche Fähigkeit, tiefe Einsicht und blühende Beredsamkeit jenes verdienstvollen Mitgliedes zu erkennen zu geben, welches den gothischen Geschmack und die gothischen Buchstaben vertheidiget hat: so würde dieses für mich eine so schmeichelhafte als hinreichende Beloh-

Belohnung gewesen seyn. Eine Leichenrede, welche den Verstorbenen zum Leben erwecket, ist eine seltsame Erscheinung, welche alle Hochschätzung und Bewunderung verdient, wenn auch der zum Leben erweckte von neuem in die erste Gefahr zurückfallen, und dem Schicksale endlich unterliegen solte. Die Liebe der Wahrheit, welche meinen verehrungswürdigen Gegner beselte, wird die einzige Triebfeder meiner Untersuchungen seyn; und wenn dieser zweite Theil meiner Abhandlung eine neue Gelegenheit seyn solte, die deutschen Buchstaben in ihrem Besitze vollkommen zu bestätigen; so würde ich deswegen nicht glauben, meinen Zweck verfehlet zu haben, sondern dieser wird alsdann vollkommen erreichet seyn, wann die Sache ganz ins Klare, und ausser allem Zweifel gesetzet seyn wird.

Meine Absicht ist nicht, das Lob der deutschen Buchstaben zu widerlegen, sondern blos meine angefangene Abhandlung auszuführen, und gleichwie ich in dem ersten Theile den Ursprung und die Abwechselung der gedruckten Buchstaben untersuchet habe, so werde ich in dem zweiten Theile den Ursprung und die Abwechselungen der geschriebenen Buchstaben entwickeln, nnd die Abstammung derselben theils aus der Geschichte theils aus dem Beispiele bewährter Urkunden zu bestimmen suchen.

Die ersten, welche das Land der Chineser oder der Egyptier betraten, haben mit innigstem Vergnügen die kluge und einsichtsvolle Verfassung dieser wohlgesitteten Völker bewundert Sie trafen bei denselben Weltweise, Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Sternkundige und Naturforscher an, welche ihnen die Kraft und

Wirkung der Kräuter, den Ursprung und Fortgang der Künste, den Lauf des Gestirnes, die Geheimnisse der Götterlehre, die Gebräuche, Sitten und Gesetze, auf welche ihre innere alte Verfassung sich gründete, umständlich erklärten. Sie fanden auf Felsen, auf Baumrinden, auf marmornen und erzenen Tafeln sinnreiche Sprüche, merkwürdige Begebenheiten und grosmüthige Thaten aufgezeichnet, welche ihnen Liebe, Hochachtung und Ehrfurcht für die Tugend und Weisheit so entfernter Völker einflößten.

Einen ganz verschiednen Eindruck machten hingegen auf das Gemüth der Reisenden, die von ungesitteten und wilden Völkern bewohnten Gegenden, wo alles in dem rohen Stande der ungebildeten Natur war, und keine Spuren nützlicher und angenehmer Kenntnisse zu finden waren. In einem solchen Zustande

entdeckte

entdeckte man zu Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Einwohner von Kanada, Kalifornien, Neuspanien, Neuengland und die übrigen amerikanischen Völkerschaften, (die von Peru und Chili jedoch ausgenommen, bei denen verschiedene Werke von nützlicher oder auch angenehmer Erfindung angetroffen wurden) welche ihre Tempel, ihre Priester, ihre Befehlshaber, Gesetzgeber und Könige hatten.

In einem ähnlichen Zustande der Unwissenheit, und so zu sagen der menschlichen Kindheit sind noch heut zu Tage die Völker der entferntesten Theile von Afrika, Amerika und selbst von Europa, wie die Lappländer, Finnen und Ostiacken. Ihre Begriffe und Kenntnisse sind eben so sehr eingeschränkt, als ihre Bedürfnisse, deren Umfang sich nicht weiter als

auf ihre körperliche Nahrung und Erhaltung ihres Daseyns erstrecket.

Als die Römer mit ihren siegreichen Waffen das erstemal über den Rhein setzten, und sich einen Weg in die Wildnisse der deutschen Völker öfneten, fanden sie dieselben in einer von der Verfassung gesitteter Völker noch weit ertfernten Lage. Der Zustand der Künste und Wissenschaften war bei ihnen ungefähr derselbige, wie er bei den Amerikanern war, als die Spanier die westindischen Küsten das erstemal besuchten.

Die Römer fanden eine andere Sprache; sie fanden andere Gebräuche, andere Sitten. Haben sie aber einige Spuren einer geschriebenen Sprache, einige Inschriften oder Denkmäler augetroffen, auf welchen die Geschichte oder die Gesetze der deutschen Völker aufgezeich-

zeichnet waren? nein; alle römische und griechische Geschichtschreiber, welche aus Abgange anderer Quellen die einzigen sind, aus welchen wir die Geschichte unserer Väter schöpfen können, stimmen hierinn überein, daß man bey den alten Deutschen keine geschriebene Gesetze, keine Grabschriften, keine Jahrbücher, in welchen die Thaten ihrer Voreltern aufbehalten würden, angetroffen habe. Tacitus, der die Sitten und Gebräuche der Deutschen mit besonderer Genauigkeit beschrieben hat, sagt ausdrücklich, daß sie das Geheimniß, ihre Gedanken mit Buchstaben auszudrucken nicht kannten. Ich weiß zwar, daß einige Gelehrten diese Stelle in einem andern Sinne verstanden, und dahin ausgeleget haben, als wollte Tacitus die Sitten der Römer durch die Abschilderung der Sitten der Deutschen bestrafen, und den erstern die geheimen Briefwechsel oder Liebesbriefe vorwerfen, da er sagt, daß we-

der die Männer noch die Weiber bei den Deutschen das Geheimniß der Briefe, und nicht das Geheimniß der Buchstaben besasen. Wenn man aber diese Stelle mit jener vergleichet, in welcher Tacitus erkläret, daß die Jahrbücher der Deutschen und ihre ganze Geschichte in den mündlichen Erzählungen der Väter und in den Reimen bestünden, welche die Kinder von den Lippen ihrer Mütter lernten, und auf dieselbige Art ihren Nachkömmligen übertrügen; wenn man ferner betrachtet, daß weder Tacitus noch Julius Cäsar, noch alle andre römische und griechische Schriftsteller, welche nicht den geringsten Umstand der deutschen Seltenheiten mit Stillschweigen übergangen haben, keine einzige Innschrift, kein einziges Denkmal anführen, so kann und muß man billig daraus schliessen, daß die Deutschen gar keine Kenntniß der Buchstaben hatten. Unsere eigenen Schriftsteller, welche von den

Vor-

Vorzügen der deutschen Völker, und besonders von denjenigen, welche aus den Alterthümern fliessen, geschrieben haben, gestehen ein, daß der Gebrauch der Buchstaben den alten Deutschen unbekannt war. Philipp Cluver, der alles, was zur Ehre Deutschlandes und zur Aufklärung der deutschen Alterthümer beitragen konnte, mit so groser Genauigkeit untersuchet, und mit so glücklichem Erfolge auseinander gesetzet hat, sieht es als eine Sache an, die gar keinem Zweifel unterworfen seyn kann. Endlich kommen alle, sowohl alte als neue Schriftsteller hierinn überein, daß die deutschen Völker, ehe sie mit den Griechen und Römern bekannt waren, keine Kentniß von Buchstaben hatten. Einige fügen hinzu, daß sogar, nachdem sie durch den Umgang mit den Römern und Griechen die Buchstaben hatten kennen lernen, sie keinen Gebrauch machen wollten, und daß ihre Heerführer als eine Niederträch-

tigkeit ansahen, wenn sie und ihr Volk sich zu einer so weichen Beschäftigung herabwürdigen solten. Aelian giebt uns hierinn einen merkwürdigen Unterschied zwischen den europäischen und asiatischen Völkern zu erkennen. Diese, sagt er, hatten die Buchstaben leicht angenommen; die Europäer hingegen weigerten sich lange, und sahen es als einen Schimpf an, sich damit abzugeben. Prokop erzählet, daß die vornehmsten Gothen, als sie vernahmen, daß ihre Königin Amalasunt den jungen König Athalarik im Lesen und Schreiben unterweisen lassen wollte, sich sogleich versammelten, und der Königin vorstellten, daß eine solche Erziehung weder der Hoheit ihres Königes, noch dem Vortheile und Nutzen ihres Volkes angemessen sey; die Unterweisung schwäche den Muth junger Helden, und flösse ihm Zaghaftigkeit und Blödsinn ein; daß es folgsam nothwendig sey, den jungen König,

wenn

wenn er einst mit kriegerischem Muthe belebet seyn, und durch grosse Thaten sich auszeichnen solte, von der Furcht der Lehrer zu befreien, und ihn der Uebung der Waffen ganz zu überlassen. Sie führten das Beispiel des Königs Theodoriks an, welcher niemals zulies, daß die Gothen ihre Kinder in die Schule schickten, weil er sagte: diejenigen, welche vor der Ruthe zittern, würden niemal mit unerschrockener Tapferkeit die Lanzen und Schwerter verachten. Sie fügten hinzu: die Königin soll wohl zu Gemüthe nehmen, daß der Ihnen durch den Tod entrissene Theodorik so viele Länder erobert, und sich ein fremdes Königreich unterworfen habe, obwohl er nichts von Unterweisungen je angehöret hätte.

Ohne auf so entfernte Beispiele zurückzugehen, trift man nicht in spätern Zeiten häufige Spuren von einer so wilden Denkungsart an?

 war

war es nicht für den deutschen Adel eine Schande, sich mit etwas anders als Jagen und Kriege führen, abzugeben? war es nicht für einen Ritter oder Edelmann eine Unehre, sich den Künsten und Wissenschaften zu widmen? wie viele rühmten sich nicht, weder lesen noch schreiben zu können? und gibt es nicht noch heut zu Tage eine gewisse Gattung Leute, die, wie Herr von Alembert sagt, den Namen eines Schriftstellers und die Eigenschaft eines Gelehrten als eine Erniedrigung ihres Standes betrachten? Der weisse, der grosse Friedrich hat dies nachtheilige Vorurtheil besieget, und durch sein mächtiges Beispiel gezeiget, daß ein deutscher Held mit derselbigen Hand das Schwert und die Feder halten, gelehrte Werke schreiben, und grosse Thaten ausüben könne. Wie ein Alcibiad, ein Perikles, ein Julius Cäsar, ein Mark Aurel hat er alle Eigenschaften eines berühmten Feldherrn, eines tiefen Welt-

weisen

weisen und eines grossen Staatsmannes in sich verbunden und vereinigt.

Der Kaiser Tacitus rechnete sichs zur Ehre, von dem Geschichtschreiber dieses Namens abzustammen, und vor hundert Jahren würde ein deutscher Edelmann sich geschämet haben, einen Gelehrten, einen Schriftsteller in seine Geschlechtsreihe zu zählen. Alexander der grosse hatte für den in seinem Fasse eingehüllten Weltweisen eine so grosse Achtung und Verehrung, daß er nach eigenem Geständnisse sein Glück beneidete, und wenn er nicht Alexander gewesen wäre, Diogen zu seyn gewünscht hätte: und bei uns würde vielleicht ein Landjunker Bedenken getragen haben, mit Leibnizen oder Wolfen seinen Stand zu wechseln. Stolz und Unwissenheit nährten solche alberne Vorurtheile, bis glücklichere und aufgeklärtere Zeiten dem Adel ächte und gesunde Begriffe von

der wahren Grösse und Würde des Menschen eingeflöset haben. Die Liebe der Künste und Wissenschaften glüht nunmehr im Busen unserer deutschen Fürsten; viele derselben widmen Ihnen die angenehmsten Stunden ihres Lebens, und alle machen sich zu einer der heiligsten Pflichten, die menschlichen Kentnisse unter ihren Untergebenen auszubreiten und zu vervollkommnen. Die Verdienste unsers Adels gründen sich nicht mehr auf blinde Tapferkeit, oder wilde Unerschrockenheit; sondern auf Einsicht, Grosmuth, Menschenliebe, auf nützliche und erhabene Kentnisse, Erfahrung, Klugheit und Vaterlandsliebe. Die adelichen Zöglinge üben sich in allen Theilen der Wissenschaften, und zeichnen sich, so wie durch ihre Bescheidenheit, also auch durch ihren unermüdeten Fleiß auf den hohen Schulen und in den gelehrten Gesellschaften aus. Die Kanize, Gemmingen', Solmse, Kleiste, Kronecke, Dalberge und

Stoll-

Stollberge können den Gelehrten selbst als Muster dienen, und haben dem deutschen Adel einen neuen Weg des Ruhmes geöfnet, welcher demselben bis dahin unbekannt war.

Ich merke, aber zu spät, daß ich mich von meinem Gegenstande zu weit entfernt habe. Ich eile zu demselben zurück, und komme wieder auf den Zustand der alten Deutschen. Als die Römer ihre ersten Pflanzstätte an den Ufern des Rheins und des Mains anlegten, gieng den Deutschen Völkern ein neues Licht auf. Ein jeder Schritt der Römer war für sie eine neue Erscheinung. Die Gebäude, Festungen, Wegsäulen, Bildnisse, Grabsteine und andere Denkmäler, welche die Römer errichteten, waren eben so viele Lichtstralen, welche neue Begriffe und neue Empfindungen in dem Gemüthe der Deutschen erweckten; ihre Geistesfähigkeiten entwickelten, ihren Verstand und

ihr

ihr Gedächtnis mit neuen Musterbildern bereicherten. Die Inschriften, welche die Römer auf den öfentlichen Gebäuden und Denkmälern eingruben, wurden die ersten Vorschriften, nach welchen die Deutschen ihre Buchstaben bilden lernten.

Man hat viele Denkmäler vom ersten, zweiten und dritten Jahrhunderte auf deutschem Boden entdecket, und noch täglich werden neue gefunden. Alle sind aber mit römischen Aufschriften; die erste deutsche Inschrift ist noch zu finden: ein klarer Beweis, daß die alten Deutschen, nicht allein vor der Ankunft der Römer, sondern auch, so lange sie der römischen Botmäsigkeit untergeben waren, keine eigene Buchstaben hatten.

Julius Cäsar meldet zwar, daß er in dem Lager der Helvetier, welche jedoch zu den gal-

lischen, und nicht eigentlich zu den deutschen Völkern gehörten, geschriebene Tafeln angetroffen habe, auf welchen die Zahl sowohl der streitbaren Männer, als auch der Weiber, Kinder und Alten, welche ausgezogen waren, besonders aufgezeichnet war. Allein dies Verzeichniß war mit griechischen, und nicht mit deutschen Buchstaben verfasset. Tacitus erwähnet auch einiger griechischen Inschriften, welche zu seiner Zeit noch auf den Gränzen von Deutschland und Rhetien sollen gestanden seyn. Er scheinet aber selbst daran zu zweifeln, und setzet die Nachricht unter diejenigen, welche unter dem gemeinen Volke von Ulissen und Herkuln angenommen waren, als wenn diese Helden bis auf die deutschen Gränzen gekommen wären; und bei dieser Gelegenheit füget er hinzu: die gemeine Sage sei, daß sich noch griechische Denkmäler und Inschriften zwischen Rhetien und Deutschland vorfinden.

Ob aber die Deutschen sich wirklich der griechischen Schrift bedienten, ob sie, wie die Gallier, ihre Verträge und Bündnisse griechisch, oder aufs wenigste mit griechischen Buchstaben abfasseten, dies gibt uns weder Tacitus noch Julius Cäsar, noch ein anderer römischer Schriftsteller zu erkennen; und wenn wir auch annehmen wollten, welches wir jedoch mit Grund nicht annehmen können, daß die Deutschen, wie die Gallier, die griechischen Buchstaben benutzt hätten: so würde es doch zur Hauptsache nichts machen, und der erste Satz würde allezeit wahr bleiben, daß die Gallier und die Deutschen keine eigene Buchstaben hatten, und den Gebrauch der Schrift nicht eher gekannt haben, als nachdem sie denselben durch den Umgang mit den Griechen und Römern erlernt hatten.

Gleichwie nämlich die Griechen, als sie an Macht und Weisheit allen übrigen Völkern vorgiengen, ihre Sprache und ihre Schrift in Asien, Egypten, Welschland, Gallien, Sicilien und auf den blühendsten Inseln der morgenländischen und mittelländischen See eingeführet hatten: eben so haben auch die Römer, nachdem sie die Oberhand gewonnen, und die Griechen selbst sich unterwürfig gemacht hatten, beiden, von ihnen überwundenen Völkern, und besonders in Gallien, Spanien und Deutschland ihre Sprache und ihre Schrift eingeführet. Die Befehlshaber, welche sich zu Trier, Strasburg, Mainz und Köln aufhielten, behandelten alles auf römische Art, und in römischer Sprache. Diese neue Verfassung hatte nothwendiger Weise einen grossen Einfluß auf die alten Einwohner des Landes. Ihre Sitten bildeten sich durch den Umgang mit den Römern; ihre Sprache aber verlor dabei; denn

die

die Sprache der Ueberwinder wurde nach und nach die Sprache der Ueberwundenen; sie wurde die gelehrte Sprache der Deutschen, und so lang die Römer über Gallien und einen Theil Deutschlandes geherrschet haben, so lang findet sich nicht ein einziges deutsches Denkmal.

Der Verfasser der alten Geschichte der Stadt und des Erzbisthums Mainz bemerket zwar, und behauptet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß viele Denkmäler, welche bisher den Römern zugeeignet wurden, und gegen Mainz über, nahe bei Gustavsburg zu Königstein, Praunheim, Heddernheim, oder auch in Schwaben und in der Schweiz, ich könnte noch hinzufügen, zu Worms, Speier, Trier, Köln und an andern Orten mehr entdeckt worden sind, daß, sage ich, die Denkmäler, besonders jene, welche alte Ritter vorstellen,

nicht

nicht den Römern, sondern den Deutschen gehören. Seine Muthmasung gründet sich auf die Gestalt der Bildnisse, die Kleidung und die Waffen der Ritter, auf die Rüstung und den Putz der Pferde. Ich muß gestehen, daß, wenn man die hiesigen sogenannten römischen Denkmäler mit denjenigen vergleichet, welche in dem wahren Wohnsitze der Römer zu sehen sind, der Unterschied oft so auffallend ist, daß man eher die rohe uud grobe Arbeit eines ungebildeten Volkes, als die Geschicklichkeit der römischen Künstler darinn erkennet. Ich bin daher nicht entfernt, der Meinung des mainzischen Altertumforschers beizutreten, und einen guten Theil, aufs wenigste, der römischen Altertümer, welche in unserer Gegend sind, in Deutsche zu verwandeln. Was folget aber daraus? Nichts anders, als ein neuer Beweis, daß die Deutschen im vierten,

fünften und sechsten Jahrhunderte noch keine eigene Schrift hatten. Denn die Züge, welche auf allen diesen Altertümern vorkommen, sind unstreitig römisch, aber so übel gestaltet, daß, wenn man zugleich die elende Arbeit der Steine selbst betrachtet, man unmöglich dieselben als römische Werke, wohl aber als schlechte Nachahmung derselben ansehen kann.

Es war ganz natürlich, daß die Deutschen, welche römische Grabmäler, Wegsäulen, Bildnisse und dergleichen stäts vor Augen hatten, dieselben auf ihre Art abzubilden, und die Züge, welche auf denselben eingegraben waren, nachzumalen anfiengen. Der Nachahmungsgeist, welcher allen Menschen angeboren ist, und besonders für die Unerfahrnen und Unwissenden, die Stelle eines sichern Führers und Lehrmeisters vertritt, hatte über unsere Väter dieselbigen

digen Rechte, welche er über uns ausübet. Und wenn wir noch heut zu Tage in allen Sachen, welche den Geschmack und die Künste betreffen, die Welschen, Franzosen und Engländer so begierig, und oft so knechtisch nachahmen, wie viel billigere und dringendere Ursachen hatten nicht unsere Voraltern in einem Zeitalter, wo bei ihnen alles in einem wilden und rohen Zustande war, die Römer, bei denen alle Wissenschaften und Künste blüheten, als ihre Meister anzusehen, und von ihnen Sitte, Sprache, Schrift, Kriegsübungen, Baukunst und alle Theile der bürgerlichen Verfassung zu entlehnen.

Die Abneigung, oder vielmehr der Haß, den die deutschen Völker gegen ihre neuen Beherrscher hegten, erweckten zwar viele und grose Hindernisse, welche die Früchte, die aus

der Bekanntschaft mit den Römern hätten erwachsen können und sollen, in dem Keime ersticken. Auch war der Fortgang der Deutschen in der Nachahmung der Römer sehr langsam, und in Jahrhunderten kaum merklich. Viele jedoch, welche als Hilfsvölker bei den Römern dienten, wurden in die Nothwendigkeit versetzet, ihre Sprache, und ihre Sitten anzunehmen. Andere, wie Marobod, ein junger Fürst der Markomannen, wurden aus Neugierigkeit, oder auch aus höhern Absichten nach Rom getrieben, um die Staatsverfassung eines so berühmten und so mächtigen Volkes näher kennen zu lernen. Diese bereicherten ihr Vaterland mit neuen Kenntnissen, sie brachten Münzen, Handschriften, Kunstwerke mit sich zurück. Das römische Geld breitete sich bald unter die deutschen Völker aus; es war das einzige, welches ihnen bekannt war, und reitz-

te

te desto leichter ihren Vorwitz, bis der Eigennutz und die Habsucht stärkere Leidenschaften in ihren Gemüthern erweckten. Viele Römer, welche sich unterdessen am Rheine, an der Mosel, der Donau, dem Main oder Neckar niedergelassen hatten, vereinigten sich durch die Bande der Liebe und der Freundschaft mit den benachbarten Deutschen. Der wechselseitige Umgang beider Völker, die Erfahrung und Klugheit des einen, die Bedürfnisse und die Unwissenheit des andern, noch mehr aber die Abhängigkeit der Deutschen von römischen Befehlshabern, und die Vollziehung der römischen Gesetze, welche für sie eine Pflicht, eine Nothwendigkeit wurde, waren mächtige Triebfedern für dieselben, sich mit der Römer Sprache bekannt zu machen, und ihre Sprache anzunehmen.

Die Gallier, welche von den Griechen, die ihre Seeküsten besucht hatten, die griechische Sprache und Schrift, deren sie sich nach dem Zeugnisse Julius Cäsars in ihren Verträgen und öffentlichen Urkunden bedienten, angenommen hatten, waren kaum unter der Botmäßigkeit der Römer, da sie auch ihre Sprache und ihre Schrift einführten. Selbst die Griechen, welche die Lehrer aller übrigen Völker gewesen waren, haben, nachdem der Sitz des Reiches an den thrazischen Meerbusen verleget worden war, die lateinische Sprache und Schrift in ihren öffentlichen Urkunden angenommen, wie man aus dem Gesetzbuche, welches der Kaiser Justinian, hat zusammentragen lassen, und aus den Münzen und Inschriften selbiger Zeit, klar ersehen kann.

Es war also kein Wunder, daß die Deutschen, welche bis dahin in der rohesten Wildheit waren, die Buchstaben von den Römern entlehnten. Tacitus erzählet, daß schon in dem ersten Jahrhunderte ein Brief eines Fürsten der Katten in dem römischen Rathe vorgelesen worden sey. Marobod schrieb dem Kaiser Tiberius, die römischen und deutschen Befehlshaber pflogen Briefwechsel mit einander. Die gallischen Städte schrieben den Deutschen zu. In was für einer Sprache geschah dieses alles? Es wird gewis keinem einfallen, daß es in deutscher Sprache geschehen sey, wohl aber in der römischen, welche die Gallier und die Deutschen von ihren Beherrschern angenommen hatten. Vellejus Paterkulus versichert, daß der berühmte deutsche König Marobod, welcher in seinen jungen Jahren zu Rom erzogen, und von Kaiser August

geliebt und geschätzt wurde, daß derselbe, sage ich, als er auch sein Volk, um dasselbe der römischen Botmäsigkeit zu entziehen, und von den römischen Gränzen zu entfernen, aus der angenehmen Gegend des Rheins, wo die tapfern Markomannen ihren Sitz hatten, in die tiefen Wildnisse der böhmischen Sümpfe versetzte, nicht allein die römische Zucht und Kriegordnung, sondern auch ihre Sprache und Schrift beibehielt. Wie viel leichter und geschwinder muste der Römer Sprache und Schrift in den rheinischen Gegenden, wo so viele jetzt noch blühende römische Pflanzstätte angelegt waren, in Aufnahme kommen.

Es läst sich hieraus schliessen, daß die Beobachtung jenes alten Schriftstellers, welcher einen merkwürdigen Unterschied zwischen den asiatischen und europäischen Völkern hierinn

setzte,

setzte, daß jene die Buchstaben sehr leicht angenommen haben, diese aber dieselben anzunehmen sich nicht entschliessen konnten oder wollten, nicht allerdings richtig war. Die gallischen und rheinischen Völker aufs wenigste, hatten die römischen Buchstaben schon zu Anfange oder gegen die Hälfte des ersten Jahrhundertes angenommen, obwohl die nordischen Völker, welche mit den Römern weniger Verbindung hatten, viel später die Kenntniß der Buchstaben erhielten. Die Gothen selbst, von welchen einige wollen, daß unsere Buchstaben abstammen, haben erst im vierten Jahrhunderte, nachdem sie sich unter der Regierung des Kaisers Valens den griechischen Gränzen genähert hatten, durch den arianischen Bischoff Ulfilas die Buchstaben erhalten, da die Markomannen, Katten, Nemeten, Vangionen, Tribocken und übrigen an dem Rheinstrome woh-

nenden Völker schon mehrere Jahrhunderte zuvor von den Römern die Buchstaben empfangen hatten.

Viele haben zwar bisher ohne weitere Untersuchung alle diejenigen Denkmäler den Römern zugeeignet, welche mit römischen Zügen bezeichnet, und haben aus dem Abgange anderer Denkmäler geschlossen, daß die alten Deutschen, auch nach der Ankunft der Römer keine Inschriften, Bildnisse, Grabmäler oder dergleichen hinterlassen haben. Dieser Schluß ist aber offenbar falsch. Denn mit der römischen Sprache nahmen die Deutschen auch die römische Schrift, wie wir schon gesehen haben, und nicht allein die Schrift, sondern auch die römische Baukunst und übrigen Künste an, so daß viele Inschriften, Grabsteine, Bildnisse und andere Altertümer, die wir von den Römern

mern errichtet glaubten, in der That von den Deutschen verfertiget worden sind. Weil sie sich aber zugleich römische Namen beigelegt hatten, so war es leicht, die deutschen Denkmäler mit den römischen zu verwechseln, und daher kömt es, daß die deutschen Altertümer, welche von der Zeit der Römer übrig sind, in Deutschland selbst miskennet werden.

Wenn ich die Namen der Feldherrn Julius Sabinus, Alpinus Montanus, Civilis, Klaßkus, die Namen der Könige Italus, Sigo Italikus, Vanius und andere dergleichen lese, stelle ich mir kaum vor, daß es Namen deutscher Könige und deutscher Feldherrn gewesen seyn sollen. Sie waren es jedoch, und waren es gewis. Setze ich dies zum voraus, so läßt sich alles übrige ganz leicht erklären. Nicht überall, wo römische Ueberbleibsel gefunden

werden,

werden, hatten deswegen Römer gewohnt, wohl aber Deutsche, die sich durch den Umgang mit den Römern gebildet hatten. Nicht überall, wo römische Grabsteine gefunden werden, liegen deswegen Römer begraben, wohl aber Deutsche, welche römische Námen trugen und nach römischer Art sich beerdigen liessen.

Sind nicht in mehrern Städten von Frankreich griechische Inschriften entdecket worden? hat nicht Julius Cäsar selbst in der Schweiz ein griechisches Bevölkerungsverzeichniß gefunden? kann ich aber daraus schliesen, daß die Griechen in der Schweiz, oder in Frankreich wohnhaft gewesen sind? nein, es war genug, daß die Gallier und die Schweizer von den Griechen, welche sich zu Marseille niedergelassen hatten, die griechischen Buchstaben annehmen, und in ihren Gegenden einführten.

Auf

Auf eine ganz ähnliche Art haben die Deutschen von den Römern die lateinische Buchstaben empfangen, und bei sich eingeführt, ohne daß es nothwendig war, daß die Römer sich allenthalben selbst niederliessen, oder daß die römischen Inschriften und Denkmäler, welche in Deutschland gefunden werden, von Römern errichtet worden wären.

Nichts war natürlicher, als daß die Deutschen, welche mit denselbigen Fahnen zu Feld zogen, ihre Kämpfe und Siege theilten, unter denselbigen Gesetzen lebten, alle Kriegsübungen, alle bürgerliche und sittliche Verrichtungen als Bundesgenossen oder als Unterthanen erfüllten. Es war, sage ich, nichts natürlicher, als daß sie auch Festungen, Thürme und andere Gebäude, Badhäuser, Schaubühnen, Tempel, Altäre, Grabsteine u. d. gl. auf römische Art und nach

den

den Grundsätzen, welche sie von den Römern selbst empfangen hatten, in ihrem Lande nach und nach anlegten. Ein jeder stellet sich leicht vor, daß ein Deutscher König, der zwar aus dem arminischen Stamme entsprossen, zu Rom aber geboren und erzogen, den Gebrauch der Bäder und alle Bequemlichkeiten gewohnt war, als er nach dem Tode des Arminius auf Begehren des Volkes von den Römern nicht als ein Fremdling, wie ihm der Kaiser selbst sagte, sondern als ein Bürger, ein römisches Kind entlassen, und mit einem fürstlichen Gefolge in sein Vaterland zurückgeschickt würde, alles nach römischer Art behandelt und angeordnet habe. Ein jeder stellet sich vor, daß viele der vornehmsten Deutschen, welche ihre beste Jahre in dem Dienste der Römer zubrachten, sich Ruhm und Ehre bei denselben erwarben, nachdem sie in ihr Vaterland zurück giengen, die

Früchte

Früchte ihrer Tapferkeit und Rechtschaffenheit zu geniesen, die stattliche Lebensart, welche sie bei den Römern angenommen hatten, nicht so leicht werden abgelegt, sondern vielmehr bei den Ihrigen einzuführen, und ihre häusliche Verfassung nach dem römischen Geschmacke einzurichten, werden gesucht haben. Nach diesen Begriffen, welche dem Gange der menschlichen Handlungen angemessen sind, läst sich schliesen, daß die römischen Altertümer, welche Herr Schöpflin in dem Elsaß, Herr Hanselmann in dem Hohenlohischen, Herr Sattler in dem Würtembergischen, Herr Fuchs in dem Mainzischen, und andere Gelehrten in verschiedenen Theilen Deutschlandes entdecket und beschrieben haben, nicht so schlechterdings den Römern, sondern vielmehr den Deutschen, welche sich nach dem römischen Geschmacke gebildet hatten, zuzueignen sind.

Es

Es ist hier der Platz nicht, diesen Gedanken auszuführen, und ich behalte mir vor, einen für Deutschland so wichtigen Gegenstand in den Denkschriften der Kurfürstlichen Gesellschaft der Wissenschaften ausführlich zu behandeln. Ich begnüge mich zu bemerken, und dies erfüllet hinlänglich meinen gegenwärtigen Zweck, daß die Deutschen von den Römern ihre Buchstaben annahmen, und daß die römische Sprache und Schrift in dem zweiten, dritten und folgenden Jahrhunderten sich bei den rheinischen Völkern mehr und mehr ausbreiteten, besonders nachdem bei denselben das Christentum eingeführet worden. Denn die erste Sorge der Bischöffe und christlichen Glaubenslehrer war, gemeine und besondere Schulen zu errichten, in welchen die römische Sprache jederzeit zum Grunde geleget wurde. Man kann überhaupt sagen, daß die Römer

weder

weder ihren Zügen, noch ihrer unbegränzten Macht, sondern der christlichen Glaubenslehre allein zu verdanken haben, daß ihre Sprache in allen Welttheilen eingeführt, fortgepflanzet, und bis auf den heutigen Tag unterhalten worden sey.

Mit dem Ende des 4ten Jahrhunderts neigte sich das Ansehen und die Macht der Römer ihrem Untergange. Die Deutschen hoben unter dem Namen der Franken ihr Haupt empor vertrieben die Römer aus Gallien, und wurden die Beherrscher eines der blühendsten Reiche. Dies war eigentlich der wahre Zeitpunct, wenn die Franken oder Deutschen eine besondere Schrift hatten, dieselbe einzuführen. Unabhängig von aller fremden Botmäsigkeit, stolz auf ihren Ursprung und die Vorzüge ihrer Herkunft würden sie ganz gewiß ihre eigene Schrift,

wenn sie eine gehabt hätten, nicht für eine fremde verwechselt, diese aufs höchste geduldet, und die ihrige vorzüglich beibehalten haben. Allein die römische Schrift blieb allein im Besitze, und litt unter der Herrschaft der Franken nicht die geringste Abänderung durch Ausmärzung oder Zusetzung einiger Buchstaben.

Die französischen Altertumforscher stimmen hierin mit den Deutschen überein, daß die Franken eben so wenig als die übrigen deutschen Völker Kenntniß der Buchstaben hatten, ehe sie hiedurch den Umgang mit denselben erhielten. Der Abt Vely, der mit besonderm Fleise den Ursprung, die Gebräuche und die Altertümer seiner vaterländischen Geschichte untersucht hat, saget ausdrücklich, und alle übrige treten ihm hierin bei, daß der Gebrauch der Buchstaben den Franken gänzlich

unbe-

unbekannt war, daß sie weder Jahrbücher, noch geschriebene Gesetze hatten; daß die Barden oder Dichter ihre Geschichtschreiber, die Volkslieder ihre Geschichte, der Gebrauch und das Licht einer gesunden Vernunft ihr Gesetzbuch waren.

Auch sehen wir, daß die fränkischen Könige keine andere als römische Buchstaben auf ihren Münzen und Denkmälern gebraucht haben. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde zu Dornick in den französischen Niederlanden das älteste Grabmal, welches von den fränkischen Königen bekannt ist, und die Asche Childerichs, des grossen Klovis Vaters enthielt, zufälliger Weise entdeckt. Unter andern Seltenheiten fanden sich in demselben eine Schreibtafel mit einer goldenen Feder oder einem goldenen Schreibgriffel, verschiedene rö-

mische Münzen, eine Menge goldner Ringe, und besonders ein Ring oder Petschaft, auf welchem Childerichs Bildniß und Namen eingeschnitten waren. Das Bildniß war schön und gab zu erkennen, daß in dem vierten Jahrhunderte noch geschickte Künstler in Gallien waren. Die Buchstaben waren römisch, wohlgebildet, und liesen keinen Zweifel übrig, daß die Franken sich der römischen Buchstaben bedienten. Alle Münzen, Ringe und Petschaften, die von Klovis, Klotharen, Theodorichen, Theodoberten und den übrigen Königen des merovingischen Stammes bis zu uns gekommen sind, stellen keine andere, als römische, meistens aber sehr übelgestaltete Buchstaben vor; wie man aus der Sammlung, welche hievon herausgegeben worden ist, sehen kann.

Der

Der Verfasser, der billig fürchtete, daß ein so trockener Gegenstand, wie die Untersuchung des Ursprunges der deutschen Schrift ist, vielen misfallen möchte, hat sich auf Nebenwege leiten lassen, um von Zeit zu Zeit dem Leser so zu sagen, einen Ruhepunct zu verschaffen. In dieser Rücksicht hoffet er, daß man ihm die Vergleichung der deutschen Gelehrsamkeit, welche er zwischen dem Zeitalter Karls des grossen und unserm Zeitalter anstellet, nicht als eine Ausschweifung verübeln wird.

Hatten die Longobarden, Hunnen und übrige deutsche Völker ihre eigene Schrift? Vor dem achten Jahrhunderte finden sich keine deutsche Handschriften. Otfriedes Vorwürfe gegen die Gelehrten seiner Zeit; Anwendung auf unser Zeitalter.

Was wir von den Franken, ihrer Schrift, ihren Münzen und Denkmälern bemerket haben, hat ein berühmter italienischer Schriftsteller von den Longobarden, einem andern der ansehnlichsten deutschen Völker, welche nach den Gothen in Welschland herrschten, auf gleiche Art beobachtet. Die mehrsten Altertümer des mittlern Zeitalters, sagt Herr Maffei, werden zwar in Italien den Longobarden zugeschrieben. Nicht allein aber hatten sie keine neue Buchstaben in Welschland gebracht, oder die schon eingeführten abgeändert, und auf ihre Art gebildet, sondern man kann im Gegentheile versichern, daß sie gar keine Schrift und keine Kenntniß der Buchstaben hatten. Er führet als einen überzeugenden Beweis das Zeugniß des Königs Rotarichs an, welcher, als er im Jahr 643 die longobardischen Gesetze zum erstenmal gesammelt,

und

und in ein Gesetzbuch vereiniget hat, in seiner Verordnung, welche dem Werke vorgesetzt wurde, ausdrücklich erklärte, daß er die alten Gebräuche und Gesetze seiner Väter, welche nie aufgezeichnet worden waren, zusammen getragen habe. Auch bemerket Paul, der Gehilf, daß dieser Fürst die Gesetze, welche nur durch das Gedächtniß und durch die Uebung bekannt waren, schriftlich verfassen lies: eine Bemerkung, welche man mit demselbigen Grunde bei den Sachsen und Allemanniern machen kann, deren Gesetze oder Landrecht erst unter Karl dem grossen in deutscher Sprache verfasset und in Ordnung gebracht worden sind. So lang, sagt Herr Maffei, ein Volk seine Gesetze, welche das erste Band des gesellschaftlichen Lebens sind, nicht schriftlich aufzeichnet, so lang kann man mit Grunde schliesen, daß die Schrift bei demselben nicht üblich war.

 Der

Der König Rotarich, der im Eingange seines Gesetzbuches die Namen seiner Vorfahrer angeführet hatte, fügte nicht ohne Ursache hinzu, daß er sie, durch das Hören, von den Alten gelernet hätte, weil sie nämlich vor seiner Zeit nicht aufgezeichnet waren: eine neue Bestätigung, daß die Schrift bei den Longobarden nicht gebräuchlich war.

Die Hunnen, fährt Herr Maffei fort, welchen die Longobarden, als sie in Welschland zogen, Pannonien oder das heutige Ungarn überliessen, waren in eben demselbigem Falle. Prokop erzählet, daß sie zu Zeiten des Kaisers Justinians noch gar keine Kenntniß vom Schreiben hatten. Aus dieser Ursache gab einer ihrer Könige, als er Gesandten nach Konstantinopel schickte, denselben weder Briefe, noch geschriebene Vollmacht mit, sondern

dern überlies das ganze Geschäft ihrem Gedächtnisse und mündlichen Vortrage.

Die Völker, sagt der mehrmal gerühmte Herr Maffei weiter, welche nach dem Verfalle des Reiches sich des Welschlandes bemächtigten, waren keine Phönizier, er konte hinzusetzen, sie waren keine Egyptier oder Griechen, welche in ihrer eigenen Sprache zu schreiben gewohnt waren, und ihre Züge mit den lateinischen vermischen, und hiedurch die letzten verunstalten oder abändern konnten. Der Gebrauch des Schwertes, und nicht der Feder war Ihnen allein bekannt. Sie hatten nie einen einzigen Zug oder Buchstaben gebildet, und konten folglich nicht mit sich in Italien nehmen, was sie niemals gehabt hatten. Sie nahmen vielmehr die lateinische Schrift und Sprache an. Alle Münzen und Inschriften

der gothischen und longobardischen Könige sind in römischer Sprache, und viele derselben sind mit schönen und niedlichen Buchstaben gebildet. Ja, man kann sagen, daß einige davon in einem recht feinen und ausgesuchten Geschmacke gearbeitet sind. So ist unter andern die Grabschrift eines Vertrauten des Königes Theodorichs, welcher sich Seda nannte, mit grossen und sehr schönen Zügen gestaltet. Die Inschrift ist vom Jahre 541. Es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn diese Völker ihre eigene Buchstaben gehabt hätten, und in ihrer Sprache zu schreiben gewohnt gewesen wären, sie aufs wenigste nicht alle ihre Denkmäler mit fremden Zügen würden bezeichnet haben. Als Hannibal ein Denkmal seiner Siege in Welschland errichten lies, bediente er sich nicht der römischen, sondern der punischen Sprache. Die fränkischen, gothischen und longobardischen

Könige

Könige würden dasselbige gethan haben, wenn sie ihre eigene Schrift gehabt hätten. Sie thaten es aber nicht, und konnten es nicht thun, weil sie keine Kenntniß der Buchstaben hatten.

Mit einem Worte, vor dem achten Jahrhunderte findet sich nicht die geringste Spur von einer deutschen Handschrift oder von deutschen Buchstaben. Die Sprache war bis dahin ganz roh und ungebildet geblieben. Die bürgerlichen, geistlichen und sittlichen Gesetze wurden in einer fremden Sprache gelehrt und ausgeübet. Niemand hat uns hievon eine umständlichere Beschreibung hinterlassen, als Otfried, welcher unter Ludwig dem frommen lebte. Er bezeuget in der Vorrede seines Evangelienbuchs an Liutberten, Erzbischof zu Mainz, daß die deutsche Sprache bei

den

den Gelehrten, das ist, bei allen denen, welche lesen und schreiben konnten, ausser aller Achtung war. Er nennet sie selbst eine wilde, unbiegsame, unregelmäsige Sprache, eine Sprache, die nicht für Gelehrte, sondern für das geringe Landvolk bestimmet war. Noch merkwürdiger aber ist, was er hinzufüget: daß nämlich die Deutschen ihre eigene Sprache niemals (vor Karls und Ofrieds Zeiten) weder durch die Schrift, noch durch eigene Kunst gebildet hatten; daß sie nicht, wie die andern Völker, die Geschichte ihrer Voreltern aufzeichneten, und ihr Leben, ihre merkwürdigen Thaten zu erheben suchten, oder wenn sie es auch unternahmen, welches jedoch sehr selten geschah, sich fremder Sprachen, nämlich der lateinischen und griechischen bedienten. Er beklaget sich zugleich, und diese Klage können wir bei unserer Zeit noch wiederholen, daß sich die

Deut-

Deutschen hüteten, eine fremde Sprache unrichtig zu sprechen, die ihrige aber fehlerhaft zu schreiben nicht scheueten; daß sie in andern Sprachen über einen jeden Fehler, einen jeden Zug, ein jedes Pünktchen, welches wider die Sprachkunst war, staunten, da in ihrer eigenen Sprache alles mit Fehlern wimmelte, und sie fast kein Wort, ohne Fehler zu sprechen, im Stande waren. Zu bewundern ist es, sagt er endlich, daß so viele grosse Männer, welche sich durch ihre Klugheit, ihre Bescheidenheit, ihre Fertigkeit, ihre Weisheit und Heiligkeit auszeichnen, alle ihre Mühe und Fähigkeit fremden Sprachen widmen, und in ihrer eigenen Sprache nicht einmal den Gebrauch der Schrift einführen.

Es ist wahrhaftig merkwürdig, daß dieselbigen Vorwürfe, welche Otfried den Deutschen

vor

vor mehr als neunhundert Jahren machte, unserm Zeitalter vollkommen angemessen sind. Wie viele ansehnliche und geschickte Männer Deutschlands würden sich nicht zur Unehre rechnen, wenn sie im schreiben oder reden den geringsten Fehler gegen die lateinische Sprachkunst machen sollten, da sie die ersten Gründe ihrer Muttersprache nicht wissen, und nicht wissen wollen. Es ist ein lächerliches, um nicht zu sagen, ein barbarisches Vorurtheil, ein Vorurtheil, gegen welches man die Stimme nicht genug erheben kann, daß man in seiner eigenen Sprache die Fehler nichts achte, welche man in fremden Sprachen von größter Wichtigkeit zu seyn glaubet. Die Sprache der Römer und Griechen würde die Stufe der Vollkommenheit, welche sie erhalten hat, nicht erreichet haben, wenn beide Völker sich mit grösserm Eifer in den Grundsätzen der hebräi-

schen

schen oder egyptischen als ihrer vaterländischen Sprache geübet hätten. Die Homere, die Demosthene, die Cicerone, Virgile, Horaze würden nicht seyn, was sie sind; ihre Namen würden mit so vielen tausend andern in tiefer Vergessenheit begraben liegen, wenn sie nicht in ihrer eigenen, sondern in einer fremden Sprache sich hervor zu thun gesucht hätten. Ich will jedoch hiedurch nicht sagen, daß wir in Deutschland die fremden, und besonders die gelehrten Sprachen Roms und Athens vernachläsigen, sondern vielmehr, daß wir dieselbige mit demselbigen Nutzen, und in derselbigen Absicht gebrauchen sollen, wie es die Alten gethan haben. Die Römer übten sich mit unbeschreiblichem Fleise in der griechischen Sprache. Die besten Jahre ihrer Jugend waren den griechischen Schriftstellern gewidmet; sie schrieben dieselben

ben, nach dem Zeugnisse des Cicero mit eigener Hand ab; machten sich zum Gesetze, Athen zu besuchen, und sich nach der Lehre der griechischen Weltweisen, Redner und Dichter zu bilden. Warum aber? Nicht um griechische Werke zu schreiben, sondern um das Schöne, das Reine, das Anmuthige, das Erhabene der Griechen in ihre eigene Sprache zu übertragen, und mit demselbigen Geschmacke, mit derselbigen Richtigkeit, wie die Griechen, denken, sprechen und schreiben zu lernen. Aehnliche Absichten und Gesinnungen hätten wir billig bei Erlernung der lateinischen Sprache zum Grunde legen sollen. Aber nichts weniger. Denn anstatt uns das Gründliche, das Angenehme, das Feine der römischen Schriftsteller eigen zu machen, und unsere Muttersprache darnach zu bilden, ist der Hauptgegenstand der Erziehung in Deutschland viele Jahrhun-

hunderte hindurch gewesen, ein elendes, barbarisches Latein, welches die Römer niemals für ihre Sprache würden erkennet haben, mit vieler Mühe und ohne grossen Nutzen zu lernen, weil die nöthige Anwendung auf die Muttersprache nicht gemacht wurde. Auf einer Seite war alles zu frei und zu willkührlich, auf der andern alles zu sehr gehemmet und zu sehr eingeschränkt. Das Deutsche blieb ohne Grundsätze, und das Lateinische war mit allzuvielen Regeln überhäuft. Hier waren leere Worte ohne gründliche und richtige Begriffe der Sachen; dort waren weder gründliche Begriffe, noch richtige Ausdrücke. Das Zufällige wurde mit dem Wesentlichen verwechselt. Das Gedächtniß wurde mit fremden Wörtern angefüllt; das Herz aber blieb ohne Empfindung, und der Verstand ohne Kentnisse.

Der Geschmack, jenes zarte Gefühl für das Schöne, das Erhabene, jener kostbare Keim aller nützlichen und angenehmen Wissenschaften, konnte in dem Gemüthe der deutschen Zöglinge keine Wurzeln fassen. Eitle Wortstreite, spitzfindige Fragen, allgemeine, zweideutige Antworten waren das Verdienst unserer hohen Schulen.

Ein deutscher Redner, ein Rechtsgelehrter, ein Naturkündiger, ein Geschichtschreiber konnte gegen alle Grundsätze seiner Sprache handeln, und handelte wirklich alle Augenblicke gegen dieselben, ohne daß sein Vortrag, seine Geschicklichkeit, sein Ansehen etwas dadurch verlor. Ein jeder Fehler hingegen gegen die lateinische Sprache, war so auffallend, so wichtig in allen Augen, daß es als ein unverzeihliches Verbrechen angesehen wurde, und einen

übrigens

übrigens vernünftigen und achtungswürdigen Mann mit dem Stempel der Unwissenheit auf der Stirne brandmarkte. Dies Vorurtheil war allgemein. In einer gelehrten Versammlung, in einer öffentlichen Prüfung waren öfters unbedeutende Sprachfehler dem guten Rufe eines Zöglinges oder auch eines Lehrers viel nachtheiliger, als wenn er seine Sätze mit seichten oder auch falschen Gründen vertheidiget hätte.

Man erkannte endlich, und gegenwärtig erkennet man allenthalben, wie sehr die Bildung und Vervollkommung der vaterländischen Sprache zur Aufklärung eines Volks und Ausbreitung des guten Geschmackes nützlich, auch nothwendig sey. Kaum waren wir aber von diesem Irrwege zurückgekommen, so gieng schon der größte Theil neue Irrwege ein. Von einem äussersten Theile schritt man zu dem

andern. Unsere jungen schönen Geister verwerfen jetzt den Gebrauch der gelehrten Sprachen ganz; sie wollen, sie erkennen kein anders Muster, als die Natur, keine andere Quelle, als ihren Schöpfergeist, keinen andern Führer, als ihre verhitzte Einbildungskraft, keine andere Gesetze, als den willkührlichen Trieb einer schwärmerischen, begeisterten Seele. Daher so viele elende, unreife, geschmacklose, abentheuerliche Erzeugungen, welche unser Zeitalter veruneheren, und in welchen das Gründliche, das Wahre, das Wahrscheinliche, und oft das Wohlanständige, das Sittliche, auf die Seite gesetzt wird. Und jedoch spricht man, schreibt man von nichts als Aufklärung, Ausbreitung der Kenntnisse, Verfeinerung des Geschmackes, von Ausrottung der Vorurtheile, von Menschenliebe, Wohlthätigkeit u. d. gl. Sieht man aber den Grund davon ein, so findet man anstatt tief gedachter, weltweisheitlicher Beob-

achtun-

achtungen, leere Träume ausschweifender Witzlinge.

Nicht ohne Ursache ist jüngsthin die Frage aufgestellet worden, ob jemals die Wissenschaften und schönen Künste in Deutschlande ihrem Verfalle näher waren, als in unserm, sogenannten, aufgeklärten Jahrhunderte? Der Verfasser gehet, die Fackel in der Hand, alle Theile der schönen Wissenschaften durch, und behauptet mit vielen einleuchtenden Gründen, daß unsere schönen Geister, wenn sie so fortfahren, mit dem Ende des achtzehnten Jahrhundertes Deutschland in die alte Barbarei stürzen werden, aus welcher dasselbe herauszuwinden es so viele Mühe gekostet hat.

Es ist billig, und mehr als billig, denn es ist nothwendig, daß man die vaterländische Sprache bilde, verfeinere, vervollkommne; es

 ist

ist aber eben so nothwendig, um diesen so nützlichen und erwünschlichen Zweck zu erreichen, daß man die grossen Muster des Altertums stets vor Augen habe. Lasset weder Tag, noch Nacht, sagte Horaz zu seinen Zeitgenossen, die griechischen Muster aus euren Händen kommen. Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna.

O ihr, könnte und sollte ein zweiter Horaz unsern deutschen schönen Geistern zurufen, ihr, die ihr euch über den gemeinen Haufen erhebet, und die Göttersprache zu reden erkühnet, überlasset euch nicht dem wilden Triebe einer unreifen Schreibsucht; prüfet eure Kräfte; drücket tief in eure Seele die herrlichsten Meisterstücke der Alten; lasset dieselben nie aus euren Händen kommen. Nocturna versate manu, versate diurna; Tag und Nacht durchgeht dieselben; nehmet ihren Geist, ihren Geschmack, ihre Richtigkeit, Gründlichkeit, Stärke

und

und Anmuth in euern Werken an. Dies ist der wahre, der sichere Weg euere vaterländische Sprache zu bilden, zu bereichern. Hütet euch aber, den ungestümmen Trieb einer aufbrausenden Einbildung jedesmal für die schöpferische Begeisterung anzusehen; beurtheilet euere eigene Werke mit strengster Schärfe, feilet unermüdet und unverdrossen an denselben, bessert und verbessert dieselben zehnmal, bis sie nach vielem Ausfeilen und Streichen die letzte Stufe der Vollkommenheit erhalten. Carmen reprehendite quod non multa dies & multa litura coercuit, atque perfectum decies non castigavit ad unguem.

Verzeihen sie mir, meine Herren, wenn die Vorwürfe, welche Otfried zu seiner Zeit den Deutschen machte, mich von meinem Hauptgegenstande entfernet, und einen Blick auf unsere Zeiten zu werfen, veranlasset haben.

Wer war der verdienstvolle Mann, der die deutsche Sprache zu bilden zuerst unternahm, der ihr die Hülle der Barbarei entriß, sie den Sprachgrundsätzen unterwarf, und nach gewissen Regeln zu bestimmen anfieng?

Dies war Karl der Grosse. Ihm allein haben wir zu danken, wenn die deutsche Sprache nicht wie die celtische, und so viele andere Sprachen unterdrückt worden, und in Vergessenheit gekommen ist. Er war der erste, der die deutsche Schrift eingeführet, deutsche Schulen errichtet, und unsere deutsche Muttersprache auf sichere und veste Grundsätze gebauet hat. Hier ist eigentlich der Zeitpunkt, wo die Geschichte der deutschen Sprachkunst anfängt. Weiter können wir nicht zurückgehen, ohne uns im Dunkeln einer undurchdringlichen Nacht zu verlieren.



Erste

Erste
deutsch geschriebene Werke;
Verschiedenheit
der alten Handschriften;

ihr gemeinschaftlicher Ursprung; Vergleichung der Handschriften mit dem Drucke; Abweichung der deutschen Schrift von dem Drucke, und den alten Handschriften; allgemeine Schrift, oder Schrift der Weltweisen; Unmöglichkeit derselben; Wunsch einer gleichförmigen Schrift, und eines gleichen Druckes zwischen den europäischen Völkern.

Von

Herrn Prälat Häfelin.



Die alten Schriften der Barden, die Kriegs- und Volkslieder, welche die Deutschen in ihren feierlichen Versammlungen, oder wann sie gegen ihre Feinde ausrückten, zu singen pflegten, und die nach dem Zeugnisse des Tacitus ihre einzigen Tagebücher, und folglich die einzige Quelle ihrer vatterländischen Geschichte waren, wurden von Karl dem Grosen sorgfältig ge-

sammelt,

sammelt, und auf seinen Befehl schriftlich verfasset. Dies waren die ersten deutsch geschriebenen Werke, welche an das Licht traten. Was für Züge oder Buchstaben wurden aber dazu gebraucht? Keine andere, als eben dieselbigen, deren man sich in den lateinischen Werken bediente. Ein so untrüglicher als sicherer Beweis davon liegt in den Handschriften selbst. Eine der ältesten und merkwürdigsten von allen denjenigen, die bis zu uns gekommen sind, ist das Evangelienbuch, von Otfrieden, einem berühmten Mönche aus der fürstl. Abtei zu Weissenburg, in deutschen Reimen abgefasset. Otfried in seiner Vorrede an Liutberten, Erzbischoff zu Mainz, dem er von seiner Uebersetzung Rechenschaft giebt, beklaget sich ausdrücklich, daß es ihm sehr schwer gefallen sey, mit den lateinischen Buchstaben alle deutsche Laute auszudrücken; besonders

ders aber, sagt er, haben sich gewisse Töne der Selbstlauter weder mit dem a, noch mit dem e, dem i, oder dem u abbilden lassen, und in diesem Falle habe er das y der Griechen gebraucht, woraus sich schliessen läßt, daß das y anfänglich einen Mittellaut zwischen dem i und dem u, oder ein ů ausgedrückt habe; nachmals aber ist es willkührlich für das einfache i gebraucht worden.

Otfrieds Versuch in der Uebersetzung der Evangelien war auf eine gewisse Art für die südlichen Völker Deutschlands, was die Uebersetzung des Bischoffs Ulfilas für die nordischen Völker gewesen war. Beide Uebersetzungen waren in ursprünglich deutscher Sprache; und beide mit entlehnten Buchstaben abgefasset. Ulfilas hatte die seinigen von den Griechen, Otfried von den Römern genommen. Ob aber

die

die runischen Züge von den römischen und grie-chischen Buchstaben, nicht wesentlich unterschieden waren, und ob nicht von diesen der ächte Ursprung der deutschen herzuleiten sey: dies ist eine andere und zwar wichtige Frage, welche wir nicht unberührt lassen können.

Die runischen Buchstaben zogen nicht, wie die übrigen, ihre Benennung von einem besondern Volke her, wie die hebräischen von den Hebräern, phönizischen von den Phöniziern, die griechischen von den Griechen, und die römischen von den Römern ihren Namen erhalten haben; sondern sie hatten, wie die Hieroglyphen bei den Egyptiern, eine besondere Bedeutung, und hiessen bei den Dänen soviel, als geheime Buchstaben oder verborgene Züge, welche, wie die Hieroglyphen, von den Priestern und Lehrern des Volks zu gewissen Geheimnissen bestimmt waren. Das Volk verband

bald

bald mit denselben eine mehr als menschliche Wirkung, und nennte daher die Priester rune-kräftige mene, oder Männer, welche die Kraft, die Gabe der Weissagung hatten. In den ältesten deutschgothischen, angelsächsischen oder auch fränkischen Uebersetzungen der heiligen Bücher wird das Wort runen für Geheimniß gebraucht; wie man in der sogenannten silbernen Handschrift, Codex argenteus, in Tatians evangelischer Harmonie, und in Isidors von Sevilen Bruchstücken sehen kann. Von den Geheimnissen war der Uebergang zum Aberglauben sehr leicht. Beschwören und Zaubern hieß bei den nordischen Völkern auch Runen. Ein Runokarla zeigte einen Zauberer an, und alles, was zu den Zauberkünsten gehörte, erhielt von Runen seine Benennung; daher das so seltene als grosse Verzeichniß der Zauberrunen, welches Stephanius in seinen Bemerkun-

gen

gen über den Saxo, und Verellus über die Hervora Saga herausgegeben haben.

Man hat runische Inschriften in Dännemark, Schweden und den übrigen nordischen Theilen gefunden: in dem Herzen von Deutschland aber hat man keine Spur davon angetroffen. So hat man auch bei den nordischen Völkern viele Grabmäler entdecket; in dem eigentlichen Deutschlande hingegen waren sie nie gebräuchlich. Die alten Deutschen, sagt Tacitus, verachteten das eitle Gepräng grosser und mühsamer Denkmäler. Ein grüner Hügel diente ihnen zum Grabe. *)

Die nordischen Völker nämlich waren in ihren Sitten und Gebräuchen von den wahren Deut-

*) Monumentorum arduum & operosum honorem aspernantur. Sepulcrum cespes erigit. Tacitus de Moribus Germ. 27.

Deutschen eben so sehr als diese von den Galliern, oder die Gallier von den Römern unterschieden. Ja, man braucht nicht bis in Norden zu gehen, um diesen Unterschied zu beobachten. Man bemerket ihn genugsam zwischen den deutschen Völkern selbst, zwischen denjenigen, welche die gallischen oder römischen Grenzen bewohnten, oder denen, welche in dem innern Deutschlande ihren Sitz hatten. Diese waren ohne alle Kenntniß der Künste, der Handlung, des Ackerbaues und der bürgerlichen Verfassung eines gesitteten Staates. Sie kannten den Werth des Goldes und des Silbers nicht; man sah bei ihnen silberne oder goldene Gefässe, welche einige ihrer Fürsten oder Gesandten zum Geschenke bekommen hatten, eben so gering als schlechte irdene Töpfe schätzen. Diejenigen hingegen, welche an das römische Gebiet grenzten, hatten durch die Handlung und den Umgang mit den Galliern

und Römern den Gebrauch und den Werth des Geldes kennen gelernt. Die alten schon länger bekannten Münzen, die sägeförmigen und diejenigen, auf welchen ein zweispänniger Wagen vorgestellt wurde, waren ihnen, wie Tacitus selbst bezeuget, die angenehmsten. In dem innern Deutschlande begnügte man sich, nach der einfachen Art der ältesten Zeiten, dasjenige, was einem Volke abgieng, von dem andern durch Tausch einzuwechseln.

Die Völker, welche an dem Rheinstrome wohnten, haben heut zu Tage wenige Verbindung, und hatten vor Zeiten noch unendlich weniger Bekanntschaft mit den Völkern an dem baltischen Meere. (Diese, die Gothen,) zogen sich gegen Thrazien und Griechenland, jene gegen Gallien und Welschland. Es war also ganz natürlich, daß die einen ihre Buchstaben von den Griechen, die andern von den

Römern

Römern entlehnten. Jedoch nachdem die Gothen in Italien eingedrungen, und einen Theil Frankreichs und Spaniens besetzt haben, verliessen sie die griechische Schrift, und nahmen die römische an, wie man sich aus Kassiodors Briefen und aus der Geschichte der Gothen von Jornandes vollkommen überzeugen kann.

Die runischen Züge hatten sich indessen durch den Umgang mit den Griechen und durch die Einführung des Christentums verloren. Der Aberglauben, die Vorurtheile, und noch mehr die heidnischen Gebräuche, welche mit denselben verbunden waren, erweckten den Eifer der christlichen Bischöffe und Lehrer. Alles, was das Andenken des Heidentums bei dem Volke unterhalten konnte, wurde vertilget, zernichtet. Die griechische und besonders die lateinische Sprache nahmen allenthalben die Oberhand. Rußland und ein Theil von Po-

len befolgen noch bis auf den heutigen Tag die griechischen Kirchenordnungen und Gebräuche. Schweden, Dännemark und alle übrige Reiche Europens nahmen mit den römischen Kirchensatzungen die römische Sprache und Schrift an.

Gruter führt jedoch einige Inschriften an, welche die Gothen in Welschland *) errichtet, und die viele Aehnlichkeit mit der römischen Schrift haben. Er behauptet aber selbst, daß eine dieser Inschriften aus umgewendeten griechischen Buchstaben bestehe, und mit der eolischen Mundart übereinkomme, die übrigen aber mit lateinischen Buchstaben nach der Schreibart der alten Etrusker gebildet seyen. **) Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so ist es jedoch

*) Zu Gubeo, in dem Herzogtum Urbino.

**) Grut. Inscript. p. CXLII.

jedoch gewiß und ausser allem Zweifel, daß weder die römischen, noch die ulfilaischen Buchstaben in Deutschland, Welschland, Frankreich, England oder Spanien je eingeführt waren. Wir lesen zwar, daß in einer bischöfflichen Versammlung vom Jahr 1091 der Gebrauch der gothischen Buchstaben in Spanien verboten, und die Einführung der römischen durch ein besonderes Gesetz der spanischen Geistlichkeit auferlegt worden sey. Was waren dies aber für gothische Buchstaben? Es waren verzogene, elende, ungestaltete römische Züge, dergleichen nicht allein bei den Westgothen, sondern auch bei den Longobarden, Franken und Angelsachsen üblich gewesen waren. Nachdem aber, besonders unter Karl dem Grossen, die römische Schrift eine bessere Gestalt gewonnen, und dem Einfachen, dem Edeln der Alten sich wieder zu nähern angefangen hatte, war es ganz natürlich, daß man bei

allen aufgeklärten Völkern sich ein Geschäft daraus machte, die verbesserte römische Schrift nach und nach einzuführen. In diesem und keinem andern Sinne kann und muß die Verordnung des zu Leon gehaltenen Kirchenrathes verstanden werden. Ich setze für einen Augenblick, daß die Schrift, welche in den römischen Kanzleien, besonders in Ausfertigungen päbstlicher Ernennungsbriefe zu geistlichen Pfründen gebräuchlich ist, und aus so undeutlichen und verworrenen Zügen bestehet, daß unter hundert Gelehrten nicht einer dieselben zu lesen im Stande ist, ich setze, sage ich, daß diese elende und wahrhaft barbarische Schrift, welche von den unwissenden Zeiten des zehnten und eilften Jahrhunderts herkömt, durch eine besondere Verordnung gänzlich unterdrückt, und an derselben Platz (welches sehr zu wünschen wäre) die gewöhnliche schöne niedliche römische Schrift eingeführt werden

sollte

sollte: würde man deswegen mit Grunde sagen können: eine fremde, die ulfilaische oder gothische Schrift, sey im achtzehenten Jahrhundert zu Rom verboten worden? nein, sondern ein jeder würde leicht begreifen, daß die Rede zwar von einer lateinischen oder römischen, aber schlechten, undeutlichen und übelgebildeten Schrift gewesen sey. Auf eine ganz ähnliche Art sind die Abänderungen zu verstehen, welche in den vorigen Jahrhunderten in der lateinischen Schrift vorgegangen sind. Bald wurde sie longobardische, fränkische, angelsächsische, bald gothische, westgothische, oder auch merovingische, karlovingische Schrift mit genannt. An sich war es aber allezeit die lateinische Schrift mit den zufälligen Abänderungen, welche sich öfters bei demselbigen Volke und in demselbigen Jahrhunderte zutragen.

Es finden sich mehrere alte Handschriften, in welchen diese verschiedene Buchstaben ver-

mischet sind, und eine Gattung für die andere willkürlich gebraucht worden: ein klarer Beweis, daß sie einen und denselbigen Ursprung haben. In der Vatikanischen Büchersammlung sind zwei Handschriften, welche mehr als zwölfhundert Jahre haben, und deren Anfang mit schönen, grossen sogenannten römischen Zügen, das End aber mit kleinen longobardischen oder gothischen Buchstaben geschrieben ist, obwohl beide Schriften von derselbigen Zeit, und vielleicht von derselbigen Hand sind. In den veronesischen Handschriften bemerket Herr Maffei, daß auf gleiche Art der Anfang mit grossen römischen, die Folge des Werkes aber mit kleinern Buchstaben, welche von verschiedenen Völkern verschiedene Namen erhalten haben, geschrieben sind. Die durch ihre vorzügliche Geschicklichkeit und Erfahrung in Auflösung der alten Schriften und Urkunden berühmten Benediktiner haben diese Beobachtungen durch noch mehrere

mehrere andere Handschriften bestätiget, welche theils in der königlichen Sammlung zu Paris, theils in der berühmten Abtey zu dem H. German an der Wiese aufbehalten werden, und in welchen die römischen Züge bald mit der merovingischen, bald mit der longobardischen Schrift abwechseln. Etliche male findet man mehrere Zeilen mit sächsischer Schrift, auf welche die merovingische wechselweise folget. Man bemerket auf andern eine Mittelschrift zwischen der merovingischen und Longobardischen, welche mit der einen und der andern etwas ähnliches hat. Der Anfang aber bestehet gemeiniglich, wie schon gesagt worden, aus grossen, schönen, römischen Buchstaben, welche von einander unterschieden und abgetheilet sind, die Mitte und das Ende aber aus kleinen in einander verwebten undeutlichen Zügen. Man kann, man muß daher billig mit dem Herrn Maffei und den Verfassern

der Urkundenwissenschaft schliessen, daß alle die verschiedenen Buchstaben, welche in dem mittlern Zeitalter unter dem Namen der gothischen, longobardischen, fränkischen, oder merovingischen, teutonischen oder deutschen, angelsächsischen oder brittischen, westgothischen oder spanischen vorkommen, eine und dieselbige Schrift, die lateinische oder römische seyen.

Einige haben zwar behauptet, daß die nordischen Völker in der römischen Schrift gewisse Züge verändert, oder neue eingeführet haben. Unter andern schrieb man den Gothen die Erfindung des Doppellautes Æ zu. Derselbige Zug findet sich aber schon auf Münzen, welche zur Zeit des römischen Freistaates geschlagen worden sind. *) Man sah auch als gothisch den griechischen Zug q an, welcher in den

*) Veron, illustrat, col, 330.

den lateinischen Denkmälern des mittlern Zeitalters öfters für die Zahl VI gebraucht wird; allein auch dieser findet sich auf einer römischen Inschrift von dem 295sten Jahre, und folglich lange vor der Zeit, als die Gothen in Italien kamen. *) Man eignete endlich den Gothen noch besonders jene Abkürzungen zu, durch welche ein Zug von dem andern verschlungen, oder in denselben so verwebt wird, daß sie nur einen Buchstaben auszumachen scheinen. Diese Abkürzungen hat man aber auch auf sehr alten marmornen und ehernen Denkmälern entdecket, welche beweisen, daß die Römer dieselben schon vor den Gothen gebraucht haben. **) Mit einem Worte, in allen den verschiedenen Gattungen von Buchstaben, welche

*) Buanaroti osservaz. sopra framenti di vetro, praefac. pl. XVIII.

**) Veron. illustr. col. 330.

welche nach dem Verfalle der römischen eingeführt worden sind, ist nicht ein Buchstab mehr, nicht ein einziger neuerfundener Zug anzutreffen. So sehr ich wünschte, die Abwechselungen, welche in den alten Handschriften vorkommen, hier abzubilden, so nützlich es auch wäre, eine solche Abbildung beizufügen, so wenig läßt sich solches in einer kurzen und sehr eingeschränkten Abhandlung ausführen. Wer aber die Züge, von welchen wir geredet haben, mit den gestochenen Handschriften vergleichen will, welche sich in den verschiedenen Werken finden, die von der Urkundenwissenschaft handeln, kann sich leicht und vollkommen überzeugen, daß alle Gattungen von Buchstaben, die in Europa eingeführt sind, ursprünglich eine und dieselbe Schrift waren.

Wenn

Wenn ich sage ursprünglich, so nehme ich dies Wort nicht in dem allgemeinen Verstande derjenigen Sprachkundigen, die mit dem berühmten Postel die Buchstaben aller Sprachen aus einer Quelle herleiten, und behaupten, daß die römische, griechische, phönizische, chaldäische, syrische, arabische und hebräische Schrift in einem gemeinschaftlichen Ursprunge sich vereinigen. *) Ohne uns in eine so unbe=

*) Der durch Kenntniß so vieler Sprachen weltberühmte Postel hat behauptet, und viele behaupten nach ihm, daß die Lateiner ihre Buchstaben von den Griechen, die Griechen von den Phöniziern, die Phönizier, die Chaldäer, die Syrer, die Araber von den Hebräern entlehnet haben. Wenn man aber alles dieses zugäbe, welches viele jedoch nicht zugeben wollen, und nicht zugeben können, so bleiben doch allezeit die Hieroglyphen der Egyptier und nach der Meinung vieler Gelehrten die Runen der nordischen Völker übrig, welche dem gemeinschaftlichen Ursprunge widersprechen.

unbestimmte als weitschichtige Frage einzulassen, welche zur Hauptsache nichts macht, und nicht sowohl auf die erste Gestalt, als auf die Ausbreitung aller Künste und Wissenschaften zielet, die von einem Volke zu dem andern übergegangen sind; ist es jedoch gewiß, daß in einem engern und bestimtern Sinne die Buchstaben, welche die südlichen und westlichen Völker Europens angenommen haben, und die bei denselben noch gegenwärtig in Uebung sind, eigentlich lateinisch oder römisch waren. Ich sage, welche noch gegenwärtig in Uebung sind; denn einige Völker, wie die Etrusker, die Irländer und Dänen können ihre besondere Züge gehabt haben, die sich aber in der Folge der Zeit verloren und gegenwärtig ganz unbekannt sind. So saget man, daß die Irländer die Namen ihrer Buchstaben von verschiedenen Pflanzen, Stauden und Bäumen hergenommen hatten. Sie selbst aber haben

keine

keine Kenntniß mehr davon, und brauchen dieselbige Schrift, deren sich die Engländer und Schottländer bedienen. Auf gleiche Art haben sich die etruskischen und runischen Züge verloren, und sind ein Räthsel für die größten Sprachkundigen geworden. Ein gelehrter Italiener hat in den letztern Zeiten alle Muthmassungen, welche man über die etruskischen Altertümer gemacht hatte, verworfen, und den Ursprung der etruskischen Züge in den Runen gesucht, aus welchen er mit den erstern eine Gattung Buchstaben macht, wodurch die ganze Geschichte des etruskischen Altertums umgestossen wird, und alle Denkmäler der Etrusker in runische Denkmäler verwandelt werden. *) Dem sey aber, wie ihm wolle, es bleibt allezeit wahr, daß die heutige toskanische, irländische und deutsche

Schrift

*) Nuove Transfigurazione delle lettere etrusche.

Schrift keinen besondern Ursprung hat, sondern, wie die übrigen, von der lateinischen abstammet. Dieses bestätiget sich durch die ältesten Urkunden und Handschriften, welche theils in den fürstlichen Sammlungen sich vorfinden, theils in gedruckten Werken treu abgebildet sind. Denn nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die verschiedenen Schriften, wie es billig war, auch im Drucke unterschieden. Die griechischen Handschriften wurden mit griechischen, die hebräischen mit hebräischen, die lateinischen mit lateinischen Buchstaben gedruckt. Man fand aber zwischen den alten römischen, den italienischen, französischen, spanischen, engländischen und deutschen Urschriften einen so geringen Unterschied, oder vielmehr eine so wesentliche Aehnlichkeit, daß der Druck derselben, welcher eine richtige Abbildung der Handschriften seyn soll, und auch wirklich ist, nur eine und dieselbige Gattung

Buch-

Buchstaben vorstellet. Hieraus läßt sich ein unüberwindlicher Beweis ziehen, daß die Deutschen, Schweden und Dänen keine andere Schrift als die Italiener, Franzosen und Spanier gehabt haben. Warum wurden die morgenländischen Handschriften mit andern als lateinischen Buchstaben gedruckt? aus keiner andern Ursache, als weil sie nicht mit lateinischen Zügen geschrieben waren. Die deutschen, schwedischen und dänischen Handschriften hingegen wurden mit römischen Buchstaben abgebildet, weil die Urschriften aus römischen Buchstaben bestunden. Das berühmte, sogenannte silberne Buch, weil die Buchstaben mit Silber eingelegt sind, welches eine gothische oder altdeutsche Uebersetzung der vier Evangelien enthält, und in der fürstlichen Abtey zu Werden, vier Stunden von Düsseldorf, gefunden worden, gegenwärtig aber in der königlichen Büchersammlung zu Upsal aufbehalten wird, wurde nicht mit lateinischen

Buchstaben, sondern mit besondern Zügen, welche auf die griechischen herauskommen, aufgelegt. Wären Otfrieds Evangelien, Notkers Psalmen, Willerams Erklärungen über das hohe Lied, wären die Bruchstücke der Uebersetzung Isidors von Sevillen, und der Unterredung des Hellands mit der Samariterin, oder auch Winsbecks Gedichte, welche die ältesten deutschen Werke sind, mit besondern Zügen geschrieben gewesen, mit einem Worte, hätten die deutschen, schwedischen oder dänischen Buchstaben eine andere Gestalt als die lateinischen gehabt, so würden sie nicht mit römischer Schrift herausgegeben, sondern nach ihren eigenen Zügen genau abgebildet worden seyn. Die lateinischen Handschriften werden ja selbst, wenn sie in ihren Zügen auf eine merkwürdige Art von der gewöhnlichen Schrift abweichen, besonders gestochen, und den Kennern mitgetheilt. Wie viel mehr würde man

es bei den alten deutschen Handschriften beobachtet haben, und noch beobachten, wenn man in denselben eine neue Gattung von Buchstaben entdecket hätte, oder noch entdecken könnte. Es sind aber vollkommen dieselbigen Züge, deren man sich in den lateinischen Handschriften bediente, und aus dieser Ursache hat man in der Abbildung oder in dem Drucke zwischen den deutschen und lateinischen Handschriften keinen Unterschied gemacht, oder vielmehr keinen machen können, weil in den Urschriften keiner war.

Ich habe in eben diesem Augenblicke eine Handschrift vom zehnten Jahrhunderte aus der kurfürstlichen Büchersammlung zu Mannheim vor mir liegen. Es ist ein Kalender, in welchem die Monate auf deutsch in schöner lateinischer Schrift aufgezeichnet sind. Der Jenner ist durch den Wintermonat ausgedrü-

cket, und die fünf folgenden Monate haben dieselbigen Namen, welche ihnen Karl der Grosse beigeleget hatte. Es ist zu bedauern, daß die andern sechs Monate abgehen. Dieses Bruchstück zeiget aber jedoch erstlich, daß die deutschen Namen der Monate damals schon eingeführet und angenommen waren; zweitens, daß die deutschen Worte mit lateinischen Buchstaben, und nicht mit besondern Zügen geschrieben waren.

In dem dreizehenten, vierzehenten und fünfzehenten Jahrhunderte waren die lateinische und deutsche Schrift noch in demselbigen Verhältnisse, in welchem die lateinische, französische, italienische und spanische es zu unserer Zeit sind. In dem sechszehnten Jahrhunderte aber fing man an von den lateinischen Zügen auf eine merkliche Art abzuweichen. Die deutsche Schrift wurde klein, ausgedehnt

und

und so verzogen, daß viele ihre ursprüngliche Abstammung mißkannten. Die grössern Züge jedoch oder die sogenannten Frakturbuchstaben behielten viel ähnliches mit den lateinischen, und sind noch gegenwärtig von den Zügen des mittlern Zeitalters wenig oder gar nicht unterschieden. Die kleine Schrift aber artete ganz aus, und ihre Bildung veränderte sich so sehr, daß man sagen kann, es sey eine neue Schrift daraus entstanden.

Ich nenne eine neue Schrift diejenige, welche sich von allen Gattungen der Urschriften in wesentlichen Theilen unterscheidet, so daß sie einem Sprachkundigen, der in der Auflösung alter Schriften und Urkunden eine vollkommene Kenntniß hat, fremd und unlesbar wird. Ein Gelehrter z. B. der alle Gattungen lateinischer Züge nach den Abwechslungen der verschiedenen Jahrhunderte wohl

kennet, kennet auch die italienischen, französischen, spanischen oder portugiesischen Handschriften; er kennet sogar die alten deutschen Handschriften. Die neuern aber ist er nicht im Stande zu entwickeln, oder durch die Vergleichung mit den alten Buchstaben aufzulösen. Was folget hieraus? Es folget ganz klar, daß wir den Ursprung der gegenwärtigen deutschen Schrift nicht in alten Zeiten suchen können, indem sie noch ganz neu, und nicht einmal so alt, als die Erfindung der Buchdruckerkunst ist.

Vergleichen wir die deutsche Schrift mit dem deutschen Drucke, so fällt einem jeden auf, daß unser Druck nicht, wie unsere Schrift, aus kleinen und ausgedehnten Zügen bestehet, sondern nach der alten lateinischen Schrift, welche man die Mönchschrift nannte, aus langen eckigen Zügen gebildet ist. Wenn wir

also

also folgemäßig handeln wollen, müssen wir entweder unsern Druck nach unsrer Schrift bilden, um auf einige Art einen eigenen Druck zu haben, oder wenn wir die lateinische Schrift in unserm Drucke beibehalten wollen, müssen wir aufs wenigste nicht die schlechten lateinischen Züge, welche alle übrige europäischen Völker verworfen haben, sondern die guten, wohlgestalteten, d. i. die runden römischen Buchstaben einführen, wie sie von allen andern Völkern eingeführt worden sind.

Die deutsche Schrift zeichnet sich im Drucke unter allen andern aus, und kömmt mehr auf die morgenländischen oder asiatischen, als die übrigen europischen Schriften heraus. Das Unternehmen aber, alle deutsche Wercke mit deutscher Schrift zu drucken, wäre ein Geschäft von gröster Wichtigkeit und von un-

ermeßlichen Kosten. Wir würden zwar dadurch den Vortheil erhalten, einen besondern Nationaldruck zu haben; ob aber ein solcher Vorzug die Beweggründe, welche mit den gemeinnützigen Absichten verknüpft sind, uns den andern aufgeklärten Völkern in dem Drucke und in der Schrift selbst, so viel möglich, zu nähern, überwiege, kann und will ich nicht entscheiden. So viel ist jedoch gewiß, daß der Fortgang der Wissenschaften, und die Ausbreitung der menschlichen Kenntnisse durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Schrift, welche sich unendlich getheilet und vervielfältiget hat, sehr gehemmet und gehindert werde. Aus dieser Ursache sind etliche Weltweisen auf den Gedanken verfallen, eine allgemeine Schrift einzuführen, wodurch die Gelehrten aller Völker sich ihre Gedanken, ihre Zweifel, Versuche, Beobachtungen und Entdeckungen mittheilen, und desto wirksamer an

dem

dem grossen Geschäfte der Aufklärung des menschlichen Geschlechtes und Ausbreitung der Wissenschaften gemeinschaftlich arbeiten könnten.

Der berühmte engländische Bischoff Wilkins, und sein getreuer Gehilf Görg Dalgarn, hatten ein in sich so gemeinnütziges Werk unternommen, und mit grossem Fleisse an der Ausführung desselben gearbeitet. Der grosse Leibnitz betrachtete die allgemeine Schrift als das nützlichste und feinste Werkzeug, welches nicht allein das Gedächtniß erleichtern, sondern auch die Beurtheilungskraft schärfen, und die Vervollkommung der menschlichen Kenntnisse ungemein befördern würde. Diese Schrift sollte die Sprache der Weltweisen oder Gelehrten seyn.

Allein so sehr es zu wünschen wäre, daß die Gelehrten und Weltweisen aller Völker

 nur

nur eine Sprache und nur eine Schrift hätten, um mit desto glücklicherm Erfolge die Ausbreitung aller nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften durch eine genaue und schleunige Mittheilung ihrer Erfindungen, Beobachtungen, Versuche und neuentdeckten Wahrheiten mit vereinigten Kräften betreiben zu können: so schwer, um nicht zu sagen, so unmöglich ist es, ein so grosses unermeßliches Unternehmen auszuführen und in Vollzug zu bringen. Es bleibet aber allezeit eine Pflicht für einen jeden wohldenkenden Weltbürger, wenn er auch schon zu einem so heilsamen Werke nichts beitragen kann, wenigstens keine neue Hindernisse zu erwecken, und keine neue Gattung Buchstaben weder in der Schrift, noch in dem Drucke ohne besondere Nothwendigkeit einzuführen.

Leibnitz äusserte den Wunsch, daß alle gelehrte Werke, auch die griechischen, he-

bräischen,

bräischen, chaldäischen, syrischen und arabischen mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden möchten, um die Erlernung der morgenländischen Sprachen, so viel möglich zu erleichtern. Denn fremde Züge, sagt er, sind eine Schaale, eine Hülle, in welcher eine kostbare Frucht eingeschlossen ist. Wenn die erste Schaale zu hart ist, hat man die Stärke oder die Gedult nicht, dieselbe zu erbrechen, und viele, welche die fremde Frucht mit Freude und mit Nutzen geniessen würden, lassen sie in ihrer rauhen Hülle uneingeschlossen liegen.

Der tiefdenkende Leibnitz billigte eben so wenig, daß man die ulfilaische Uebersetzung und einige angelsächsische Werke mit fremden, oder wie er sagt, mit barbarischen Buchstaben aufgelegt hat. Es ist eben so, sagt er, als wenn man die lateinischen Werke des mittlern Zeitalters, welche oft mit sehr verworrenen

und

und undeutlichen Buchstaben geschrieben sind, mit denselbigen Zügen abbilden oder drucken wollte. Es wäre ja genug, wenn alle die verschiedenen Gattungen lateinischer und fremder Züge in den zur Urkundenwissenschaft besonders bestimmten Werken für die kleine Zahl derjenigen aufbehalten würden, welche sich der Untersuchung der alten Handschriften widmen, ohne die zum allgemeinen Gebrauche an das Licht tretende Werke mit fremden Buchstaben aufzulegen. Oder ist es vielleicht nicht Unglück genug für einen Wißbegierigen, daß er, um seinen Verstand bilden zu können, sein Gedächtniß mit tausend fremden Wörtern anfüllen muß? Warum soll ihm die Erlernung der fremden Sprachen selbst durch die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Züge oder Tönezeichen erschweret werden? Jedoch streiten so viele wichtige Ursachen für die morgenländischen Sprachen, daß eben so wenig

nig Hofnung ist, die griechischen und arabischen Schriftsteller in lateinischem Drucke, als die asiatischen Völker in deutscher oder französischer Kleidung je auftreten zu sehen. Ein anderes ist mit den europäischen Völkern, deren enge Verbindung und täglicher Umgang mehr Gleichförmigkeit erlaubt und erfordert. Unsere Nachbarn beklagen sich, und nicht ohne Ursache, daß die deutsche Sprache welche an sich schwer ist, ihnen durch den gothischen Druck noch unangenehmer gemacht werde. Es ist Zeit, daß wir den übrigen Völkern beitreten. Wenn wir einen Nationaldruck hätten, könnten wir uns noch entschuldigen. Da wir aber selbst den römischen Druck haben, und uns blos dadurch auszeichnen, daß wir, anstatt der guten Schrift, die schlechte gebrauchen: so wäre es uns nicht zu verzeihen, wenn wir einen Vorwurf, der unserm Geschmack so wenig Ehre macht, nicht ehestens von uns ablehnten.

Diejenigen, welche die Grenzen des Schönen zu bestimmen gesucht haben, verwerfen die spitzige oder eckige Gestalt, die das Auge beleidigt, und behaupten hingegen, daß die runde oder eiförmige Gestalt einen angenehmen und sanften Eindruck auf unsere Augen mache. Nach diesem Grundsatze ist es nicht zu bewundern, daß die runden Buchstaben bei den meisten Völkern den Vorzug erhalten, und daß mehrere deutsche Gelehrte denselben auch in Deutschland einzuführen, gesucht haben. Wir haben den glücklichen Zeitpunkt erlebet, wo sich in unserm Vaterlande alles dem guten Geschmacke mehr und mehr nähert, und der allgemeine Eifer, mit welchem man die Künste auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen sich bestrebet, läßt keinen Zweifel übrig, daß der gothische Geschmack weder in dem Drucke, noch in andern Kunsterzeugungen künftighin bei uns Platz finden werde.

Hauptepochen der deutschen Sprache seit dem achten Jahrhundert.

Eine gekrönte Preisschrift

von

Herrn Leonhard Meister,

Professor der Geschichte und Sittenlehre in Zürch.



Hauptepochen der deutschen Sprache seit dem achten Jahrhudert.

Eine gekrönte Preisschrift von

Herrn Leonhard Meister,
Professor der Geschichte und Sittenlehre in Zürch.

Karolingisch-Fränkischer Zeitpunkt.

Entweder hatten die Urväter eine geschicktere Aussprache oder weniger geschliffene Ohren als ihre Enkel. Vermuthlich daß beides wahr ist, wie wir denn bemerken, daß auf russischen oder polnischen Lippen diese Mundarten weniger rauh klingen, als sie beim

Mangel an Kunstgriffen und Uebung im Aussprechen uns scheinen.

Von der Beschaffenheit der ältesten deutschen Sprache finden wir Beispiele in dem silbernen Codex *) Gothisch lautet daselbst das Gebett des Herrn, wie folgt:

„Atta unsar thu in Himinam. Weihnai „namo thein. Cimai thiudinassus theins. „Wairthai wilga theins. Swe in Himina „gah ana airthai. Hlaif unsarana thana sin„teinan gif uns Himma daga. Gah aflet uns „thatai skulans sigaima, swa swe gah weis „afletam thaim skulam unsaraim. Gah ni „briggais uns in Fraistubugai. Ac lausai uns „af thamma ubilin. Unte theina ist thiul an„gardi. Gah mats, gah Wulthus, in ai„wins, Amen.“

Wer

*) Aus dem IV Jahrh.

Wer bemerkt hier nicht ganz griechische Wörter und Wortfügungen? der Fluß des griechischen Wollauts aber gefriert in dem rauhern Clima.

In der Beschreibung der Sanct Gallischen Handschriften, welche der Abbt von St. Blasien, Martin Gerbert, seinem Iter alemanicum eingerückt hat, befindt sich ein Verzeichnis verschiedener solcher Handschriften aus dem karolingischen Zeitpunct, z. B. eine Harmonie der IV Evangelien mit St. Victors Vorrede, schon aus dem sechsten Jahrhundert. Ein anderes Evangelienbuch liegt zu St. Gallen, in schottländischer Sprache. Ferner die deutschen Gloßen des Kero, eines Mönchen aus dem achten Jahrhundert.

Nach Eginharts Zeugniß war Kaiser Karl der grosse der Schöpfer der deutschen Sprach-

 kunst.

kunst. Den Monaten und Winden gab er deutsche Benennungen. *) Zur Beförderung des Kirchengesangs beschrieb er Sänger von Rom aus. In der Kirchenversammlung von Tours befindt sich der ausdrückliche Canon: **) Daß die Bischöfe ihre Predigten entweder in der römischen Provinzialsprache oder in der deutschen vortragen sollten. In seiner Geographie sagt Zacharias Lilius, auch in Italien haben damals die Grossen mehr deutsch — die Hofsprache, — als italienisch gesprochen. Puasthald beschrieb die Thaten der Franken in deutscher Sprache und bediente sich hiebey, nach dem Bericht des Hunibalds, gewisser Let-

*) Man sehe die Decrete des maynzischen Conciliums vom Jahr 847 wie auch die Artikel der Kirchenversamlung zu Arles im Jahr 851 und Chron. Mindens. Wimpheling, Sigbert u. a.

**) S. Beischlag Collect, Epist, de Epoch, Ling, Germ,

Lettern, die den griechischen am ähnlichsten waren. In seiner Chronick bemerkt Johann Stumph, daß man sich unter Karl dem Grossen am meisten der lateinischen Lettern bedient habe. Noch in diesem Zeitpunct lebte Rhabanus Maurus, Erzbischof zu Maynz, berühmt so wol wegen seiner Schriftauslegungen als wegen seiner poetischen Geschichte der Kaiser Lothar und Ludwig. Andere poetische Werke desselben besaß Baluz. Bekannt sind sein Innbegriff der priscianischen Sprachlehre und sein lateinisch-deutsches Wörterbuch. Zu ihm zählen wir den Abbt Nidhard, einen Enkel Karls des Grossen. Unter Lothar I. und Ludwig II. blühte auch vorzüglich Otfried, ein Mönch aus dem Kloster Weissenburg, der Verfasser eines Evangelienbuches in deutschen Reimen. Bei seinen Umschreibungen bediente er sich vornemlich der Anleitung Gregors des Grossen und des St. Augustins, wie er selbst sagt:

 Gre-

Gregorius ther quato
  Er Sponota iz giumato;
Ioh filu scono in uuar min,
  So ist giuuonaheit sin.
Iz Augustinus rechit,
  Io filu kleino inthekit,
Ther uns harto manag guat
  Offan scono giduat.

Trithem sah keine ältere deutsche Schrift als von diesem Otfried. Dieselbe gehört ungefähr in das Jahr 820. Hier das Urtheil des Achilles Gassarus über die Sprache Otfrieds.

„Die Sprach diß Buchs ist weder Pilsen„tinisch, Westfalisch noch Brabantisch, sonder „gewiß unser Hochteutsch, wie man damahlen „vom Bodensee an, zu beiden Seiten des „Rheins, bis durch den Schwarzwald und „Elsaß hinab in das Rhyngew durch Alema-

„nien

„nien geredt hat, und noch heutigs Tags, „doch unterscheidenlich, von wegen vieler Herr„schaften und fremder Einwohner, pflegt zu „reden, dann vyl Idiotismi und besondere „Nachklenck solcher Landessprachen und Wör„ter so andern deutschen ungewohnt, ja un„verständlich, stets darin gefunden, und bey „uns unter den ungewanderten im Ausspre„chen leicht abgemerkt werden mögen. Und „ist dieselbig Sprach damahlen wegen der „hohen Oberkeit und Herrschaft Frenckisch, oder „wie dieser Otfriedus schreibt, Franzisce „Sprache genannt worden. Daß sie aber nicht „so deutlich und ausdrükenlich geschrieben, da„mit wir sie jetzunder ohn Anstoß dahin, wie „unsere Schriften, lesen, oder auch ausspre„chen kunntend, ist der Zeit Schuld, denn „damalen die deutsch Sprach von wegen ih„rer ungelenkten Zungen, groben Ton, dicken „und aspirirten Pronunciation, wenig in die

„Jeder umb des Volks Unachtsamkeit ist ge„bracht worden, und was schon desselbigen „beschehn, das hand dennoch die Teutschen „selber nicht, sonder Auslender, als Itali„ener und Gallier angefangen, welche ohn „das dieselben Zungen nimmer vollkommenlich „ausreden oder ganz sprechen kunntend, der„halben ihnen ihre angeborne Stimme viel „hindernuß darin gebracht, daß die deutsch „Sprach nicht rein und eingentlich geschrieben „hat mögen werden. Und wie unser Otfrie„dus selber in der lateinischen Vorred an Luit„bertum, Erzbischofen zu Maynz, bekennt, „sind ihm nit alle Toni oder Aussprachen „der zwifachen Vocalen oder Diphthongen und „nicht alle zusamengeschlagenen Consonanten „und aspirirte Sylben nach der Pronunciation „und gebräuchlicher Stimme zu schreiben mög„lich gewesen: wie dann seider her durch ei„gentlich Aufmercken von artlichen, deutschen

Schrei-

„Schreibern mit Hülf der Grammatica täg-
„lich gelernt ist worden und in ein Uebung ist
„kommen. Dann den Brauch des ch, ck und
„sch hand die Alten nicht können im Schrei-
„ben an Tag geben und so austrukenlich sez-
„zen, wie man es redet, sondern hand das h
„allein oder sg oder tz darfür gebraucht, wie
„auch das th fürs d im Anfang und das c
„fürs g zu End, auch das z für zwei ss in
„Mitten und für ein einfaches s zu hinderst
„der Wort; item das b für unser w gesezt
„und sehr oft das o im Ausgang der Worte
„angehenkt."

Diese Stelle giebt uns einigermassen den Schlüssel zu der Sprache Otfrieds und seiner Zeitgenossen. Eine Sammlung altdeutscher Wörter mag man aus Leibnitzens Collect. etymol. aus Schilter, Pezen u. a. herausziehen. Wir begnügen uns mit An-

 füh-

führung einiger Wörter und Redensarten aus dem 9ten Jahrhundert: *)

Dinge sinume, sein Wohlgefallen. Ding, Urteil. Das Pronomen sinume, wie bei den Römern und Griechen, erst nach dem Hauptworte. So z. B. Casinde sine, sein Gesind.

Euua. Gesezliche Gebräuche.

Duruhsiunlich, durchscheinend, augenscheinlich.

Gichtigoter, begütert, von Echt, Gut.

Uuehsallibho, wechselnd, wechselweis.

Abulgi, stat Abhuldi, Unhuld, Unwillen.

Unlustidet mi, es verdrießt mich.

Smeccarlich, schön, wohlschmeckend.

Ist camah, ib passend, verbunden.

Der piteilta, der beraubt hat, piteilon, berauben.

Saliclibho, seliglich.

Ci

*) Martin Gerberts Iter Alem. Typis st. Blasianis. 1765.

Ci leipu, die bleibende, von leipon, λειπειν bleiben.

Arbluhitos, du entbranntest, von Arbluhan, entbrennen.

Clauuida, Witz, Geist.

Nozzil, Nottin, Notz, Vieh.

Gimiscemes, laßt uns vermischen.

Ni bist pihabet, man faßt dich nicht.

Luitlichun, ofentlich, vor den Leuten.

Das alte alemannische Vater unser, aus dem achten Jahrhundert, lautet also:

Fatter unser, thu bist in Himile, wist Namun dinan. Queme Rhihi din, werde Willo din, so im Himile, so sa in Erdu. Proath unsner gip uns heute. Oblatz uns Skuldi unsnero, so wir oblat uns Skuldiken. Enti nt unsi firleti in Chorunka. Utz erlost unsich fona Ubile. Amen.

So

So wie bei allen Nationen, so war auch bei den Deutschen ihre Sprache weit älter als ihre Sprachkunst. Ursprünglich ist jede Sprache fruchtbar an Ellipsen. Genöthigt durch Minen und Gebährden den Mangel der Wörter zu ergänzen, gewöhnte man sich, einander mit halben Worten zu verstehen. Nach dieser Gebährdensprache bequemte sich zugleich die Wortfügung. Ungebildete Völker sprechen wie Kinder; sie sagen z. B. Brod geben ich; anstat, gebt mir Brod, oder auch nur kurzweg, Brod, und die Begierde darnach drücken sie mit der Bewegung der Hand aus. Eben diese Kindheit der Sprache beweisen die Hilfswörter. Gleichsam zweier Zeitwörter bedient sich das Kind oder eine Nation in der Kindheit, um nicht nur das Zeitwort, sondern auch seine Beschaffenheit anzuzeigen, z. B. Essen Früchte werden ich, oder, ich werde Früchten essen, während daß der ausgebildete

Orte.

Grieche und Römer die Beschaffenheit des Zeitwortes blos durch die Endung bestimmt. Ohne Zweifel geschah es zur Ersparung der Zeit und zur Erleichterung des Gedächtnisses, daß man die Wörter, ihre Zusammenfügung und Ableitung so wenig als möglich vervielfältigte und nach und nach grammatische Analogie festsetzte. Vorher konnte nur in abgebrochenen Sätzen gesprochen und keine zusammenhängende, verwickelte Periode herausgebracht werden. Erst nachdem eine Sprache anfieng auch Schriftsprache zu werden, und also bei der Schriftsprache der Dienst der Gebehrdensprache wegfiel, kam das Studium der Grammatik in grössere Aufnahm. Vor der Aufnahm der Grammatik bedienten sich die Deutschen im Schreiben lieber des schon gebildeten Lateins als ihrer noch regellosen Sprache. Nach dem Zeugniß des Venantius Fortunatus B. VI. Carm. 4. hatten die Franken schon in den älte-

sten

sten Zeiten eine Kenntniß der römischen Sprache. Sie hatten Mühe, ihre eigene Sprache zu schreiben. Kein Wunder also, wenn sie bei erster Ausbildung derselben sich der lateinischen Sprachkunst zum Modelle bedienten. Alle Gelehrsamkeit war itzt in die Klöster, wie vormals in das Heiligtum der Druiden verschlossen. In die Klöster aber floß die Gelehrsamkeit von Rom aus. Hiezu kam noch der Haß gegen das erst zerstörte Heidentum, und damit zugleich gegen die alten heidnischen Gedichte; ferner die Seltenheit der Schriften und Schreibmaterialien und die Schwierigkeit ihrer allgemeinen Ausbreitung. Einige wenige Versuche ausgenommen, sind die Schriften vor Karl dem grossen und auch unmittelbar nachher insgesammt knechtische Nachahmungen des Lateins, wo die Uebersetzer aus Mangel anderer Regeln, nicht allein die Wortfolge der Ursprache beibehielten, sondern auch oft die

Ar=

Artikel und die Hilfswörter weglieſſen, Partiĭcipien nach dem Lateinischen modelten und ſo gar die lateiniſchen Declinationen und Conjugationen nachahmeten. Wenn es in Benedicts Regel heißt: conſtituenda eſt ergo a nobis dominici Schola ſervitii, in qua inſtitutione nihil aſperum, nihil grave nos conſtituros ſperamus &c. ſo überſezt das der undeutſche Mönch ſo: Zekeſerrenne iſt, keuueſso fona uns dera truhtinlihhun ſcuala dera deonoſti in deru keſerridu necuueht ſarſer necuueht ſuuarre unz keſerrente uuanannemes. Und die Stelle aus dem Te Deum: Tu devicto mortis aculeo aperuiſti credentibus regna cœlorum. Tu ad dextram Dei ſedes in gloria patris, Judex crederis eſſe venturus, heißt bei dem ungenannten Ueberſezer ſo: Thu ubaruuunomo todes angul inttati calupentem richi himilo. Thu za zeſwun cotes ſitzis in tiuridu fateres, ſuanari kelaupa piſt weſan chumſtiger. In Lehmans ſpeierſcher Chronik

nik lautet das fränkische Credo: kilaubu in kot Fader almathicun, kiscaff Himiles enti Erdu. Enti in Jesum Christ sun sinan ainacun, unseran Truhtin, der inphangen ist von vvihemu keste, kiporan fona Marian Macedi evvikern, kimartrot in kivvalti Pilates, meruet Pislakan, tot, enti picrapan, stehie in vvizzi, in drittin Take ersonte fona Totten, stehie in Himil, sizit za Zesuun cotes Fateres almathikin, thana chuinstig ist sonen gluekhe ente Tote. Kilaubu in vvihan kest, in vviha kirighun catholika, vvihera kemenitha, vrlatz sunti, kero fleisces vrstodahi, int lup evvi, Amen. Bei den deutschen hieß das apostolische Symbolum Gwerf. Die Erklärung dieses Wortes hat Notker dem Credo vorgesezt: „Daz Græci, sagt er, Ghedent Symbolum, Latini Collationem, daz chedent wir Gewerf, wanda iz apostoli gesameton, unde zesammine geworfen, daz iz zlichen si christianæ fidei. Alsu auch in prœlio symbolum

heiczet daz Zeichen, da zan skllten alde an gemoten Worten ist, tannan jogliche iro socios irchennent."

Es gab schon unter den fränkischen Monarchen verschiedene Mundarten in Deutschland, ob sie sich gleich unter zwo Hauptmundarten bringen lassen. Die Hofsprache war: die fränkische, Francisca, daher auch die meisten der aus dieser Zeit noch übrigen Stücke in dieser Mundart geschrieben sind. Wie sehr die deutsche Sprache um diese Zeit von den Geistlichen und Großen verachtet worden, erhellt aus Otfrieds Schreiben an den Erzbischof Liutbert zu Maynz: Lingua enim hæc est, sagt er, velut agrestis habetur, dum a propriis nec scriptura, nec arti aliqua ullis est temporibus expolita, quippe qui nec historias suorum antecesforum, ut multæ gentes ceteræ, commendant memoriæ, nec eorum gesta vel vitam

ornant dignitatis amore. Quod si raro contigit, aliarum gentium lingua, id est Latinorum vel Græcorum potius explanant; cavent aliarum & deformitatem non verecundant suarum. Stupent in alias vel litterula parva artem transgredi, & pæne propria lingua vitium generat per singula verba. Res mira tam magnos viros prudentiæ deditos, cautela præcipuos, agilitate suffultos, sapientia latos, sanctitate præclaros, cuncta hæc in alienæ linguæ gloriam transferre, & usum scripturæ in propria lingua non habere.

Ludwig der Fromme, Carls Sohn und Nachfolger (814 - 840) kam zwar an Mut und Fähigkeit seinem Vater nicht gleich, allein er ahmte ihm doch in der Bemühung um die Cultur Deutschlands nach. Eines der vorzüglichsten Verdienste dieses Kaisers war, daß er die Bibel in niederdeutsche, eigentlich niederrheinische Reime übersezen oder vielmehr umschrei-

schreiben ließ. *) Deutschland bekam in Ludwig dem Deutschen (843 - 876.) seinen eigenen König, welcher die Sprache seines Volkes liebte, und die wenigen guten Köpfe seiner Zeit aufmunterte.

Da sich in Urkunden und Gesetzbüchern der Genius der Sprache am längsten erhält, so berufen wir uns hier auf ein Stück aus den Verordnungen Ludwigs und Lothars, (840) so wie es handschriftlich in der Kathedralkirche zu Trier verwahrt liegt: That ein jòuuclihe man frier geuualt have, so vuar sose er vuilit, sachun sinu cegevene. So verse sachun sinu thuruhe salichedi selu sineru, athe ce anderu craftlicheru stat, athe se vuemo andremo versellan vuilit; inde cethemo cide innencuuendiun

*) S. Andr. du Chesne Band I. Scriptor rer. Franc. und Eckhardt Franc Orient, Th. II, S. 124.

theru selueru grasceffi vuilit, in theru sachun thie gesat sint, vuizzetta thia sala cegedune geulize. d. i. Daß ein jeglicher Mann freie Gewalt habe, so wo er will, seine Sachen zu geben. Wenn jemand seine Sachen um der Seligkeit seiner Seele willen oder zu einer andern ansehnlichen Stette, oder zu etwas anderm verwenden wollte, und zu dieser Zeit in derselben Grafschaft befindlich wäre, in welcher diese Sachen gelegen sind, so sei er eine offenbare Uebergabe zu thun beflissen.

Das Zeitwort steht meistens am Ende, Pronomen und Beiwörter bald vor, bald nach dem Hauptwort, Geschlecht und Abfall, bald so bald anderst, bald bleiben sie, wie der Artikel, ganz weg.

Den Eidschwur, welchen im J. 842 Karl schwur, liefert Nithard wörtlich in der damali-

mali-

maligen deutschen Sprache: In Godes Minna ind thes Christianes Folches ind unser bedhero Geattnissi fon thesemo Dage frammordes so framso mir Got gevvizzei indimadh furgibit so hatt ih thesan minan brvodher — so so man mit rehtu sinan Brvodher scal inthin thaz er mig so so ma duo indi mit Ludheren in notheinvi thing nege gango zhe gegango minan vvillan imo ce seaden vverhen. d. i. In Gottes Liebe und des christlichen Volkes und unsrer beider Gehaltniß von diesem Tage ferner fort so fern als mir Gott zu wissen und zu machen vorgiebt, so halt ich diesen meinen Bruder, so so man mit recht seinen Bruder soll indem das er mir eben also thun und mit Lothar in Nöthen ein Ding nicht gehe zu gehn meinen Willen ihm zu schaden wäre. Die Völker schwuren hierauf, wie die beiden Könige. Hier der Schwur der Deutschen: Oba Karl den Eid then er sineno Brvodher Ludhvvige gesvor geleistit ind Ludhvvig

vvig min Herro then er imo gesvoir forbrihchit: ob ih ina nes jov (ar) revenden ne- mag; noh thero thein ih es irrvvenden mag imo ce follusti vvidar Karle ne vvirdhit. d. i. Ob Karl den Eyd, den er seinem Bruder Ludwig geschworen, geleistet und Ludwig, mein Herr, den er ihm geschworen, bricht: ob ich ihn nicht abzuwenden vermag, ihm zu Folgleistung wieder Karl nicht wird seyn. S. Leibnitii Collect. etymol. ex edit. Eccardi Hanov. 1717.

Um nicht mit Citaten zu ermüden, begnügen wir uns, nur für einige Augenblicke bei dem berühmten Siegeslied über die Normanen zu weilen. Der Innhalt desselben ist der Triumph, welchen Ludwig im Jahr 881. an der Schelde bey Sodalcurch erfochten. Dieser Ludwig war ein Sohn Karls des Kahlen, den er mit Asgard, seiner heimlichen Gemahlin erzeugt hatte. Dieses Lied vergleicht Schilter mit den Gedichten

dichten des Sämonds, des ältesten schwedi-schen Dichters. Das Sylbenmaaß ist frey und gleicht dem glükonischen. Zur Probe folgende Stelle:

Tho nam her Skild indi Sper
Ellianlicho reit her
Wold her vvarer rahchon
Sina Widarsahchon
Tho ni vvas iz buro lango
Fand her thier Northmannon
Gode lob sageta
Her siht thes her gereds
Ther Kunig reit Kuono
Sang lioth frono
Ioh alle saman sungun
Kyrie eleyson
Sang vvas gesungen
Wig vvas begunnen
Bluot Skein in Wangon

 Spilo·

Spilodunder Vrankon
Thar raht thegeno gelich
Nichein soso Hludvvig
Snel indi Kuoni
Thas vvas imo gekunni &c.

Wörtlich nach heutiger Sprache:

Da nahm er Schild und Speer
Als Held rit er daher
Sich wollt er ernstlich rächen
An seinen Wiedersächern.
Nicht war es über lange,
So fand er die Nortmänner
Er sagte: Gott sey Lob!
Er sieht, die er begehrte.
Kühn rit der König her
Sang heiligen gesang
Und alle sangen mit:
Kyrie eleyson!
Gesang war Gesungen
Schlacht war begonnen.

Blut

Blut schien auf den Wangen
Der wolgemuten Franken.
Da kämpfte einem Helden gleich
Niemand wie Ludewig
Schnell und kühn,
Das war ihm angebohren ꝛc.

der erste deutsche Frohngesang, in welchem man poetischen Schwung sieht, ähnlichen Schwung mit den scandinavischen Dichtern. Doch wir reden nicht von deutscher Dichtkunst, nur von der Sprache. Immer noch wenig Artikel und Bindwörter, die gewöhnlich erst mit reiferm Wachstum der Sprache hervorsprossen, wenn die Nation allmählich aus dem Krais der Sinnen und der Imagination in den Krais deutlicherer Ideen empor steigt.

Nach Auslöschung des Carolingischen Stammens kam die deutsche Krone auf das Sächsische Haus (919—1024). Bei den immer-

währenden Unruhen konnte keine neue Epoche in der Nationalaufklärung entstehen. Alle deutsche Schriftsteller aus diesem Zeitraume fuhren fort, in einer der oberdeutschen Mundarten, besonders in der Fränkischen, zu schreiben. Glossen und Wörterbücher aus dem zehnten Jahrhunderte liegen noch in verschiedenen Bibliotheken Oberdeutschlands und Italiens. Einige fügte Eckhardt seiner Franciæ orient. Th. II. s. 991. und Pez dem Thesaur anecd. Th. I. bei. Man kann auch Schilter, Oberlin u. a. zu Rathe ziehn. Notker, Abbt zu St. Gallen, welcher im Jahr 1022. starb, hinterlies eine Uebersetzung und Erklärung der Psalmen und einiger anderer biblischen Lieder. Eben diesem Notker schreibt man die Uebersetzung der Schrift des Martianus Capella zu. Die Handschrift befindt sich in der Klosterbibliothek zu St. Gallen. Eben daselbst befindt sich aus dem zehnten oder eilften Jahr-

hundert

hundert eine Uebersezung des Boëtius. An folgendem Fragment mags zur Karakterisirung der damaligen Sprache genug seyn: Qui peregi quondam carmina florente studio. heu flebilis cogor inire mestos modos. Ih tir êr téta frôli ŵ sang ih machôn nû nôte chara sang. (Kar, Kara, Sorge, Schmerzen,) ecce laceræ Camœnæ dictant mihi scribenda. Sih no leidege Musen lérent mih scriben. taz mis aurgeft. taz uurget in thic mi erleiton jocunda carmina. tie lêrent mi nû flebilia. et rigent ora. elegi. i. miseri. vers. i. n. fictis fletibus. únde fúllent sie minen ougen. mit ernestlichen drânen &c. &c. — Hæc dum mecum tacitus reputarem ipse. Unz ih tiz suigendo in minemo muote ahtota. et signarem lacrimabilem querimoniam officio styli. únde ih sus amerlicha (also jämmerliche) chlaga scrib mit demo grifele. visa est mihi mulier astitisse mihi supra verticem. uuar sah ih ein Weib stân ôbe mir. reverendi admo-

admodum vultus. eruuirdigero tate valde harto. Schon wird man weniger Härte im Ton und mehr Fallendungen bemerken, z. B. in minemo musto. Ueberhaupt ist die Periode fliessender. Unz ih tiz suigendo in minemo moute ahtota, wörtlich, indem ich dies schweigend in meinem Gemüt achtete.

Nach Heinrichs II. Tode bekam das deutsche Reich wieder fränkische Beherrscher, (1024 — 1125.) und diesen hat es überaus viel zu danken. Bisher hatte Deutschland unter Tirannei und Knechtschaft geschmachtet. Eine solche Verfassung war zu allen Zeiten das Grab der Aufklärung und des guten Geschmacks, welche nur in dem gemässigten Clima zwischen beiden aufkeimen und blühen. Itzt entstanden Städte und in denselben wurden die Künste begünstigt. Die Deutschen nahmen nicht nur Theil an dem morgenländischen Handel in Italien, sondern

sie

sie führten auch eine eigne Handlung über die Ostsee nach Norden. Bei dem allen blieb freilich die Anzal der deutschen Schriften aus diesem Zeitpunkte nur klein. Ein Unglück war es, daß das Latein der Kirche und der Regierung geheiligt worden. Auch lange nachdem die Enkel der Scipionen und Tullius Controversisten erzeugt hatten, herrschte noch immer diese Hauptstadt der Welt durch Sprache, Gebräuche, Gesetze selbst in den entferntesten Ländern und Zeiten.

Schon im Oriente durch asiatischen Schwulst und griechische Spitzfindigkeit, und in Italien durch Barbarei und Aberglauben befleckt, gelangte nebst den übrigen Kenntnissen auch das Christentum zu uns nicht ohne Zusatz vom Schlamm seiner Kanäle. Schon unter Dagobert, der um das Jahr 622. zu regieren anfing, verbreiteten sich manichäische und arianische

sche Irrtümer. Ueber die Origenistische Lehrsätze schrieb besonders Gottschalk, ein deutscher Benediktiner im Jahr 847. Gegen den arianischen Euphrodas predigte der Vorsteher der kölnischen Kirchen, St. Severin, mit solchem Nachdruck, daß die Kraft seiner Predigt höher als Wunderkraft geschäzt wurde. Hiezu kamen noch die sonntäglichen Episteln, welche Paulus Diaconus, *) wie vormals Hieronymus die Evangelien eingeführt hatte. Daher entstand sehr früh die Postillentheologie. Alle Sonntage post illa (nämlich vorgelesene Evangelien und Episteln,) ward aus des besagten Paulus Diaconus Homiliarium, oder dem Postillarium des Alcuins, Beda u. a. der Gemeinde etwas vorgetragen. Die Bibel wurde so auf die Seite gesezt. Da die sonntäglichen Texte von Jahr

zu

*) S. Spizelius Diss. praelim. in sacra Biblioth. illustr. retecta.

zu Jahr immer gleich wiederholt wurden, so entstanden Trägheit und Denklosigkeit bei Lehrer und Zuhörer, oder die Aufmerksamkeit konnte nur durch grundlose Ueberlieferungen und Legenden oder durch leere Subtilitäten erregt werden. Die Auslegungskunst wurde durch Allegorien, die Dogmatik durch scholastische Grillen verunstaltet. Schon im eilften Jahrhundert hatte der schwäbische Graf von Veringen, ein Mönch im Kloster Reichenau, Hermannus Contractus, den Aristot ausm Griechischen und Arabischen übersetzt, und im zwölften Jahrhundert Otto von Freysingen seinen Fußstapfen gefolgt. Die Einführung dieser Aristotelischen Weltweisheit, verschwistert mit casuistischer Theologie, brachte unvermerkt auch in die Sprache und Sprachkunst mehrere und subtilere Unterscheidungen und Regeln. Aus der Uebersetzung von Aristots Organum, welche handschriftlich in der Klosterbibliotheck zu St. Gallen

len aufbewahrt wird, nur folgende Probe: Æquivoca dicuntur, quorum nomen Solum commune est tie sint kenammen dero namo echert kemeine unde gelih ist. ratio vero substantiæ diversa. secundum nomen. unde aber ungelih zala ist. uuaz siu sin. demo namen uolgendo an demo sie genammen sint. úber slépfist tû den namen. so mag sin gelih ratio. iro substantian ut animal homo & quod pingitur. hoc est. ut æquivoci sint. homo verus & homo pictus. in latina lingua. sint kenammen homo animal. i. ter lebendo menniſco et quod pingitur i. sin gelihinsse &c. Wie viel verschiedene Nüançen schon damals die Sprache auszudrücken im Stande gewesen, sieht man unter andern in des Abt Gerberts (Itin. Alemann.) lateinisch-deutschen Glossarien. Wenn indeß mehrere Wortklauberei auf der einen Seite die Sprache bereicherte, so entblätterte sie auf der andern Seite ihre schönsten Zweige. Anstat so vieler

bild-

bildlicher Ausdrücke entstanden je länger je mehr abstracte Benennungen. Anstat der freilich regellosen, aber doch kraftvollen Wendungen, leitete man den Strom der Rede in immer engere Kanäle.

Unter die vorzüglichsten deutschen Schriftsteller dieses Zeitalters gehört besonders auch Willeram. Nach Trithems Angabe lebte er in der letztern Hälfte des eilften Jahrhunderts, zur Zeit der Kaiser Heinrich III. und IV. Lange hatte er zu Paris gelebt; hernach kam er als Scholaster nach Bamberg in Franken, von da als Benediktiner in das Stift Fulda. Nach Frehers Berechnung starb er im Jahr 1085. als Abt, und zwar nicht, wie Trithemius glaubte, zu St. Peter bei Merseburg, sondern zu Eberberg in Baiern. Ausser verschiedenen Predigten und Sendschreiben hat man von ihm drei Bücher über das hohe Lied

Salomons, lateinisch und deutsch. Eine deutsche Ausgabe lieferte Paul Merula zu Leyden im Jahr 1598. So wohl die deutsche als die lateinische Umschreibung findet man auch in Schilters Thesaurus. Gotthard Vögelin, ein Freund und Mitarbeiter des Marquard Frehers, edirte im Jahr 1631. zu Worms einen grammatischen Kommentar zu Willerams hohem Liede. Zur Probe geben wir folgende Stellen:

„Cap. I. v. 2. Cuß er mih mit demo „cuße sines mundes. Wanta bezzer sint dine „spunne demo wine." Spunne sind Brüste. Spanan heißt Saugen. Spunhaft wol gebrüstet. Spenen, entspenen heißt beim Kero und bei Rudolf von Anse so viel als die Kinder vom Säugen entwöhnen. Daher noch heut zu Tage Spanferklein, das von der Milch kömmt. Man bemerke die Wortfügung: beßer demo wine, wie bei den Lateinern.

„v. 3.

„v. 3. Si stinchente mit den bezzesten „Salbon. Din namo ist vzgegozzen as Ole. „Vone diu minnont dih die jungkfrowon.“ Stincken, d. i. riechen. Minnen, d. i. lieben. Daher kömmt der Franzosen Mignon, d. i. Liebling. Notker nennt im Ps. LXXXVI. einen Liebhaber Gottes Minnare Gottis. Man bemerke die Redensart „Vone diu“ anstat, daher, von daher, von deswegen.

„v. 4. Zuich mih nah Dir, so loson „wir in demo stancke dinero salbon. Der Ku„ning leitota mih in sine gegademe. Wir „sprungezen vnte frewen vnisch an dir. Die „rehton minnont dih.“

Gegademe, d. i. Gaden, Kammer.

„v. 5. Ih bin salo samo die hereberga „Cedar, vnte bin abo watlich.“ Salo, d. i. unreinlich. Die Franzosen sagen Sale. Watlich, heut zu Tag waidlich, d. i. flinck, hübsch.

 „v. 6.

„v. 6. Ne tuont des nit wara, daz ih „so sala si. Wanta diu heizza Sunna hat „mir meine scono benoman. Miner Muoter „kindt vuhton wider mir.“ Tuont des wara, d. i. nehmt dessen wahr, oder achtet dessen.

„v. 7. Sage mir, winne min, wa du „dine scaph weidenes. Wa du ruowes umbe „mitten dag? daz ih niet irre, nebeginne gen „vnter den corteron dinero gesellon.“ Winne, d. i. Liebgen. Winnon, d. i. aus Liebe scherzen. Winnit, er tändelt. — Nebeginne, d. i. nicht beginne. Hin und wieder wird das Wörtgen Ne, Nicht vorne bei andern Wörtern angeheftet. Corteron, d. i. eine Heerde, vielleicht vom lateinischen Cortis.

„v. 9. Ich habo dih, frinutin min, ge„ebenmazzot minemo reitgesinde. Geebenmazzot, d. i. verglichen.

„v. 10.

„v. 10. Deine Hufelon, sint samo turtultubou.“ Hufelon, d. i. Wangen Backen.

„v. 11. Wahe Goltketenon in lampreite „wis gebroitha machon wir dir, in wurme„wis geblachmalot mit silbere.“ Wahe, d. i. zierlich. Lampreite weis, d. i. nach Art und Weise der Murenen oder Pricken. Wurmewis, d. i. gekrümmt wie die Würmer, schlängelnd. Gebroitha, d. i. durchgebrochen. Sonst war Broita so viel als Arg. Otfried sagt: In this lant broitha, d. i. in dieß arge Land. Geblachmalot, d. i. mit Farb angestrichen. Daher heißt noch heut zu Tage blakken schmieren, schreiben.

„C. II. v. 1. Ih bin veltbluoma vnte „Lilia.“ Man bemerke die Weglassung des Artikels.

„v. 3. Mine wine ist samo affaltera; „(d. i. Apfelbaum, also nur eine Ableitung des „Worts Apfel, anstat der Zusammensezzung „zweyer Wörter.) Ih saz unter sinemo scate, „des ih je gerotha; (d. i. begehrte, noch kürzer, gehrte.) Eben so im folgenden vers: „Der Kuning leitoka mih unde wißa mih, d. „i. unterwieß mich." — Doch wir reissen uns von diesem schönen Denkmal los, um den Blick noch auf einige andere zu werfen.

Von der Gandersheimischen Aebtißin Roswitha hat man das Leben, die Wunder und Marter der Heiligen in Versen, ferner ein Lobgedicht auf Otto den Großen, und geistliche Schauspiele, in welchen sie den Terenz nachzuahmen gesucht hat. Man hat eine Ausgabe ihrer Werke von Schurzfleisch, nebst ihrer Lebensbeschreibung von Meibomius. Leibnitz hat eine Chronik der Abbtey Gandersheim bekannt gemacht.

gemacht. Dieselbe ist zwar vom Jahr 1216., allein der Anfang enthält eben das, was man auch in Roswithens Gedicht findt. Reimen, ohne Poesie, in den Fesseln grammatischer Construction, in weicherer, niedersächsischen Tonart.

Sint dat seck erhöff de heilge Kristenheit,
Der Ummefangk is worden lang und breit,
Dat is von Gottes hülpen gescheyn,
So man mach wol hören und seyn.
Schöne Godeshuse sind seder vele gestichtet,
Mit schöner Zirheit harde wol berichtet,
Mit Teppeden unde ock mit Ummehanghen
Alle Wende vil schöne befanghen
Mit mestelliken Synnen wol ghemolt,
Lasur, Sülver, unde ock dat Gold
Gheven darynnen harte wunnechliken schin
Unde sose an der Werlde dürest sin
Dat der heten vil eddele Steyne
De sint darynne ok mit eren ghemeyne

Mirre und Wirok rüket ok darynne,
To gode erheven sek dar de Mynschen Synne,
Kertzen unde Lampen darinne lúchten
Darinne höret men lesen unde singhen
Unde ok de Klocken to Godes eren klinghen
De hilghen dope darinne me empheit
De kristliken lere men darinne vorsteit.

Ein solcher Luxus, wie hier beschrieben wird, läßt wohl auch eine schon ziemlich gebildete, und eben darum weniger sinnliche, kühne, poetische Sprache vermuten. Einer von den schönsten, dichterischen Ueberresten ist wohl das Lobgedicht eines Ungenannten auf den im Jahr 1075. verstorbenen Erzbischof zu Cöln, Anno. Dasselbe ist auch in Bodmers Ausgabe von Opitzens Gedichten abgedruckt worden. Die Sprache scheint viel älter zu seyn, als Bodmer vermuthet. Der Schwung der Ode ist ganz pindarisch. Wir beschliessen diesen Carolingi-

lingisch-Fränkischen Zeitpunct mit Anführung einiger Stellen aus diesem erhabnen Gesange.

IIte Strophe.

In der Werilde aneginne,
Du liht war unte Stimma,
Du diu vrone Godis hant
Diu spehin werck geschupf so manigvalt
Dú teilti Got sini Werch al in zuei,
Disi werlt ist daz eine deil,
Daz ander ist geistin:
Du gemengite die wise Godis list
Von den Zuein ein Werch, daz der mennisch ist,
Der beide ist corpus unde geist,
Dannin ist her na dim engele allermeist.
Alle Gescafft ist an dem Mennischen,
Soiz sagit daz Euangelium,
Wir súlin un cir dritte werilde celin,
So wir daz die Crichen horin redin.
Zdenselben erin ward gescaphin Adam,
Havit er sich behaltin.

Beinahe wörtlich: „In der Welt anbe„ginn das Licht war und die Stimme. (Das „Wort.) „Da die heilige Gottes Hand die „kundbaren Werke schuf so mannigfalt, da „theilte Gott seine Werke alle in zwei. Die„se Welt ist das eine Theil. Das andere ist „geistig, da mengte die weise Gotteskunst aus „den zweien ein Werk, das der Mensch ist, „er beides zugleich Körper und Geist. Daher „ist er nach den Engeln am meisten. (Der „vornehmste) Alles, was erschaffen worden, „(alles Geschafne) befindt sich am Menschen. „So sagts das Evangelium. Wir sollen ihn „die dritte Welt nennen, so wie es die Grie„chen hören reden. Zu denselben Ehren ward „Adam geschaffen, hätt' er sich behalten, (be„wahrt.) “

Schon bemerkt man hier griechische Metaphysik, nach welcher die Sprache so ziemlich

sich

sich schmiegt. Die folgende Strophe ist mahlerisch.

Du sich Lucifer du ce ubile gevieng
Unt Adam diu Godis Wort ubirgieng,
Dü balch sigis Got desti mer;
Daz her andere sini werch sach rechte gen.
Den manen unten Sunnen
Die gebin ire liht mit wunnen:
Die Sterrin bihaltent ire vart,
Si geberent vrost unte hizze so starc:
Daz Fuir havit ufwert sinin Zug;
Dunnir unte wint irin vlug.
Di Wolken dragint reginguz:
Nidir wendint wazzerisin vluz:
Mit blumin cierint sich diu lant,
Mit loube dekkit sich der walt:
Daz wilt havit den sinen ganc,
Scone ist der vügilsanc.
Ein iwelich ding diu é noch havit

Di

Di imi Got van erist virgab,
Ne were die Zuei gescephte
Die her gescuph die bezziste,
Di virkerten sich in diu doleheit,
Dannin hubin sich die leiht.

„Als Luzifer sich in dem Bösen verstrikte, „(gevieng) und Adam (die) Gottes Worte über„ging da verdroß es (balgte sich, beschalt sich) „Gott desto mehr, daß er andere seine Werke „sah recht gehn, den Mond und die Sonne, „sie gaben ihr Licht mit Wonne. Die Ster„nen behalten ihre Fahrt; sie gebähren Frost „und Hize so stark. Das Feuer hat aufwärts „seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug. „Die Wolken tragen den Regenguß. Nieder„wärts wenden Wasser ihren Fluß. Mit „Blumen zieret sich das Land. Mit Laube dekket „sich der Wald. Das Gewild hat (den) sei„nen Gang. Schön ist der Vogelsang. Ein „jedes Ding die E (das Gesez) noch hat,

„die

„die ihm Gott von erst au gab. Nicht wären „nur (wären nur nicht) die zwei Geschöpfe, „die er schuf die besten. Sie verkehrten sich „in Tollheit daher erhob sich das Leid."

Strophe XXXIV.

Sin güte bikannti vil und manig man.
Nu virnemit vvi sini siddi vvarin gedan;
Offen vvas her sinir vvorte,
Vure dir vvarheite niemannin her ni vorte,
Als ein Levvo haz her vur din vuristin,
Als ein Lamb gin her untir diurftigin.
Den tumbin vvas her sceirphe,
Den gutin vvas her einste.
Weisin unti vvidevvin
Die lobitin vvole sinin sidde,
Sine predigi unti sin ablaz
Nimothi nichein dun baz
Also gottliche
Dad iz mit rehte solte lichen
Alir irrdischir diet.

„Sein

„Seine Güte bekannte viel und mancher Mann.
„Nun vernehmt, wie seine Sitten waren ge-
„than. (gemacht.) Offen war er in seinen Wor-
„ten. Für die Wahrheit, (d. i. wenn es um
„Verfechtung der Wahrheit zu thun war,) nie-
„manden er nie fürchtete. Als ein Löwe saß
„er vor den Fürsten. Als ein Lamm ging er
„unter Dürftigen. Den Dummen, (Bösen)
„war er streng (Sceirphe, scharf.) Den Guten
„war er günstig. (einste, von anst, ensti,
„Huid, Gnade. S. Schilters Glossar und
„Hickes Thes. L. L. Sept. Gram. A. Saxs. 131.)
„Waisen und Wittwen, die lobten wol seine
„Sitten. Seine Predigten und sein Ablaß
„niemanden nicht thaten gut (baz, besser, wol.)
„So göttlich, daß es (sie, iz.) mit Recht soll-
„te gefallen, (lichen, daher sagen die Nie-
„derdeutschen: dat gelyckt my vvel, das ge-
„fällt mir wol.) Aller irrdischen diät. (d. i.
„der ganzen Laien- oder Volkesversamlung.)“

In

In dieser Strophe bemerke man unter andern: offen sinir vvorte, viel kürzer und nachdrüklicher als offen oder aufrichtig in seinen Worten. Vnre die Warheite niemannin her ni vorte; er fürchtete niemand für die Warheit. Ebenfalls kürzer und nachdrücklicher als, im Fall eines Gefechtes für die Warheit. Den tumbin vvas her Sceirphe, den Gutin vvas her einste. Den dummen, den Guten, anstat unsers gedehntern gegen die dummen, gegen die Guten. Man wird es Nachahmung der lateinischen und griechischen Construction nennen: allein war es nicht natürlicher Gang des menschlichen Geistes, der auf solche Wendungen führte? Also gotliche, so göttlich, anstat der schleppenden Ergänzung, sie waren so göttlich. Nur der Mangel an solchen Gedichten war Ursache, daß die Sprache, deren Bildung so sehr von dem Redner und Dichter abhängt, nicht schon damals fruchtbarer an

In-

Inversionen, Tropen und Figuren geworden. Man hätte sich daran gewöhnt, und die Gewohnheit ist die andere Natur.

XXXVIII.

Nì avir diu michil ere
Ievviht vvürre sinir selin,
So dede imi Got also dir Goltsmid dut,
Sor vvirkin vvillit eine nuschin gut;
Diz golt siudit her in eimi viure.
Mit vvehim vverki dút her si tiure,
Mit vvierin also cleinin
Wole slift her die goltsteine,
Mit manigir slahtin gigervva
Gevvinnit er in die varivva:
Also sleif Got seint Annin
Mit Arbeidin manigin.

„(Damit) nicht aber die grosse Ehre etwas „verwirre seine Seele, so that ihm Gott als „der Goldschmidt thut, wenn er (Sor, so er)

„wür-

„würken will ein gutes Kleinod. Das Gold
„siedet er im Feuer. Mit feiner Arbeit (mit
„wehim werki, bey Willeram sind wehe oder
„wahe Goldkettenon, zierliche Goldketten,)
„thut er sie ziehen mit den kleinsten Dräten.
„(Wierin, nach Schilter sinds die Instrumen-
„ten des Künstlers, nach Bodmern sinds
„Dräte. Die Engländer sagen noch: wire
„drat, Drat ziehen. Die Holländer vieren,
„drähen.) Wohl schleift er die Goldsteine.
„Mit mancherlei Zubereitung (gigervva, von
„garvven, gärben, schlagen, zubereiten,) ge-
„winnt er die Färbung: (in die varivva, Notker
„Ps. CXVIII, 127. Topatius habet Zuo Fareuua.)
„Also schliff Gott den St. Anno mit mancher-
„ley Arbeit.“ Ein ganz homerisches Gleich-
„niß.“

Bei näherm Studium der Schriftsteller aus diesem Zeitalter bemerkt man den Mangel an Gleichförmigkeit in Absicht auf die Beugun-

U gen,

gen, Fallendungen und andere Umwandlungen der Wörter. Noch war nämlich die Anzal der Schriftsteller zu klein und unter ihnen kein hervorstehendes Genie, welches als Eroberer und Gesezgeber allen andern hätte seine Manier aufdringen können. Aus gleichem Grund ist auch noch der Wollaut, und manchmal bei den gleichen Schriftstellern verschieden. Der Vortrag gleicht einem aufthauenden Bach in den ersten Tagen des Frühlings.

Ende des ersten Bands.



Heilbronn,
gedruckt mit Allingerschen Schriften.



